1,70 DM / Band 2
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Der Seelenfresser

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Band 2

Der Seelenfresser

Die Nacht war still und fast endlos gewesen, und als die Dämmerung kam, wirkte die Morgensonne grell und hart. Lowry Temples wußte, daß es ein böser Tag werden würde – für ihn, für Jane, für sie alle und für Innsmouth. Er hatte die ganze Nacht gebetet und zu Gott gefleht, ihn zu verschonen. Aber als aus dem angrenzenden Zimmer der erste, dünne Schrei des Neugeborenen drang und wenige Augenblicke später die Tür aufging und er in die Augen des Arztes sah, wußte er, daß seine Gebete nicht erhört worden waren. Der Fluch, der seit Generationen auf Innsmouth lag, hatte sich ein weiteres Mal erfüllt…

Trotzdem stand er auf, schlurfte gebückt um den Tisch herum und streckte die Hand nach der Türklinke aus. Aber er führte die Bewegung nicht zu Ende, als der Arzt ihm den Weg vertrat und den Kopf schüttelte; sanft, aber trotzdem mit Nachdruck, vielleicht sogar mit einer Spur von Trauer.

»Nicht, Lowry«, sagte er, sehr leise und mit der erschöpften Stimme eines Menschen, der die Grenzen seiner Kraft längst erreicht und überschritten hat. »Geh nicht hinein. Wenigstens... jetzt noch nicht.«

Lowry wußte, daß Doktor Maine recht hatte – wozu sollte er hineingehen und sich und Jane noch mehr quälen? Es änderte nichts an der Wahrheit, wenn man die Augen vor ihr verschloß.

Aber manchmal half es.

»Es ist ein Junge, nicht?« flüsterte er.

Maine nickte, ohne ihn anzusehen. Sein Gesicht war bleich, und in seinen Augen stand ein Schrecken, der Temples mehr, viel viel mehr verriet als alles, was er hätte sagen können.

Er schluckte. Ein harter, stacheliger Kloß schien in seiner Kehle zu wachsen, als er weitersprach.

»Ist es schlimm?«

Maine seufzte. Er richtete sich auf, fuhr sich erschöpft mit der Hand über die Augen und sah ihn nun doch an. Sein Blick flackerte.

»Er... wird leben«, sagte er schließlich. »Und soweit ich das beurteilen kann, ist er geistig gesund.«

Lowry lachte, aber es klang eher wie ein Schrei. »Geistig?« wiederholte er bitter. »Wie schön. Sie meinen, er wird völlig normal sein, hier oben?« Er hob die Hand an die Stirn und starrte den Arzt aus brennenden Augen an. »Er wird ganz normal aufwachsen, und eines Tages wird er denken lernen, und kurz darauf reden, und irgendwann wird er vor mir stehen oder hocken oder was immer er kann, und er wird mich fragen: Daddy, warum bin ich nicht so wie die anderen? Was soll ich ihm antworten, wenn er diese Frage stellt? Daß er für etwas bezahlt, was sein Ururgroßvater getan hat?«

»Bitte, Lowry«, sagte Maine sanft. »Ich... ich verstehe dich, glaube mir. Aber es hätte schlimmer sein können.« Er versuchte zu lächeln, trat auf ihn zu und legte ihm in einer freundschaftlichen Geste die Hand

auf die Schulter.

Lowry wich zurück und schlug seinen Arm beiseite. »Schlimmer?« keuchte er. »Sie wissen nicht, was Sie da reden, Doc! Es kann immer schlimmer kommen, aber... aber das heißt noch nicht... daß...« Er begann zu stammeln, ballte in plötzlichem, hilflosem Zorn die Fäuste und spürte, wie seine Augen zu brennen begannen und heiße Tränen über sein Gesicht liefen. Er schämte sich ihrer nicht einmal.

»Haben Sie Kinder, Doktor Maine?« fragte er leise.

Maine nickte. »Drei«, antwortete er. »Ein Mädchen und zwei Jungen.«

»Und sie sind gesund?«

Maine antwortete nicht, aber Lowry hätte seine Worte wohl auch kaum gehört, selbst wenn er es getan hätte. »Sie wissen nicht, wie es ist«, fuhr er mit bebender Stimme fort. »Oh ja, Sie verstehen mich, Doc, das glaube ich Ihnen gerne. Schließlich sind Sie lange genug hier, um mich zu verstehen. Sie haben genug Kinder wie meinen Sohn gesehen, wie? Aber Sie verstehen trotzdem nicht. Sie können nicht verstehen, wie man sich fühlt, wenn es einen trifft. Niemand kann das. Niemand, dem es nicht selbst passiert ist.«

Seine Stimme begann immer stärker zu beben. Plötzlich zitterte er am ganzen Leib. »Ich will nicht mehr, Doktor«, keuchte er. »Ich... ich habe zu lange stillgehalten. Ich werde diesen Wahnsinn beenden. Ich –«

»Beruhige dich«, sagte Maine sanft. Er klappte seine Tasche auf, kramte einen Moment darin herum und zog schließlich ein kleines Etui hervor, aus dem er eine Spritze nahm.

»Ich gebe dir etwas«, sagte er. »Danach wirst du schlafen, und morgen früh reden wir noch einmal in Ruhe über alles.«

Er hob die Spritze und streckte die freie Hand nach Lowrys Arm aus, aber Temples wich mit einem keuchenden Laut zurück und hob abwehrend die Hände.

»Nein!« sagte er entschlossen. »Ich will keine Spritze. Wenn Sie jemandem eine Spritze geben wollen, dann gehen Sie durch diese Tür und erlösen die arme Kreatur von ihren Leiden.«

Maine starrte ihn an. »Versündige dich nicht«, sagte er ernst. »Das Kind kann am allerwenigsten dafür.«

»Das stimmt.« Mit einem Male war Temples Stimme ganz kalt. Alle Furcht und alle Verzweiflung waren daraus gewichen, aber dafür schwang eine Entschlossenheit in seinen Worten, die den Arzt schaudern ließ.

»Sie haben vollkommen recht, Doktor«, sagte er. »Das Kind kann nichts dafür, und Sie und ich und Jane auch nicht. Aber es gibt jemanden, der dafür kann –«

»Hör auf«, sagte Maine sanft. »Das ist lange vorbei. Zu lange, um noch etwas daran ändern zu können.«

»... und dieser Jemand ist hier«, fuhr Temples fort, als hätte er die Worte des Arztes gar nicht gehört.

Maine erstarrte. »Was redest du da?« fragte er. »Du... du bist verwirrt, Lowry.«

»Ganz und gar nicht, Doc«, antwortete Temples. »Ich weiß, was ich sage. Er ist hier. Er lebt, Doktor. Der Teufel lebt, und er ist nicht einmal sehr weit von Innsmouth weg.«

»Das ist unmöglich!« behauptete Maine. Aber sein Blick flackerte, und seiner Stimme fehlte die Entschlossenheit, die zu solchen Worten gehörte.

Trotzdem fuhr er fort: »Es ist fast zweihundert Jahre her, Lowry. Das weißt du besser als ich.«

»Und doch lebt er«, beharrte Temples. Plötzlich fuhr er herum, riß seinen Mantel vom Haken und begann ihn mit fliegenden Fingern überzustreifen. Sein Gesicht rötete sich hektisch.

»Fragen Sie die anderen, wenn Sie mir nicht glauben«, fuhr er fort. »Fragen Sie Floyd und Bannister und Malone – sie haben ihn gesehen.«

»Gesehen?« keuchte Maine.

Temples nickte. »Vorgestern«, sagte er. »Er kam in die Schänke. Sie alle haben ihn gesehen. Ich auch.«

Maine schüttelte verwirrt den Kopf. »Das ist nicht möglich«, murmelte er. »Es... es muß sich um eine Verwechslung handeln. Jemand, der so aussieht wie er. Das kommt vor.«

»Er war es«, beharrte Lowry. »Ich habe es gespürt, genau wie die

anderen. Er hat die gleiche Macht wie damals, Doktor. Ich habe das Böse gespürt, wie eine Hand, die mir die Kehle zuschnürte. Er… er hat uns angegriffen. Und er hat gesiegt – er allein, gegen zwölf von uns. Er lebt.«

Maine starrte ihn lange an. »Und was willst du jetzt tun?« fragte er schließlich.

Temples lachte, ganz leise und verbittert. »Das, was schon vor zweihundert Jahren hätte getan werden sollen«, sagte er. »Ich weiß, daß es meinen Sohn nicht normal macht und den Fluch vielleicht nicht einmal von uns nimmt. Aber ich werde ihn bestrafen für das, was er mir und den anderen angetan hat, und unseren Kindern. Ich werde den Hexer töten.«

* * *

»Hältst du es wirklich für eine gute Idee, noch einmal hierher zu kommen?«

Meine eigene Stimme klang mir fremd in den Ohren; sie zitterte, und ihr Klang verriet mehr von meiner Nervosität, als mir recht war. Aber Howard antwortete nicht auf meine Worte, sondern zuckte nur mit den Achseln. Dann schnippte er seine kaum angerauchte Zigarre aus dem Fenster und öffnete die Tür der zweispännigen Kutsche.

»Komm mit«, sagte er einfach.

Der Wagen hatte schon an der Ortstafel angehalten, und die ersten Häuser lagen noch ein gutes Stück vor uns. Es war noch nicht richtig hell, so daß sie sich nur als buckelige Schatten vor dem grauen Hintergrund der Dämmerung abhoben. Die Lichter, die hier und da hinter den Fenstern zu sehen waren, wirkten auf sonderbare Weise farblos und blaß, als würde ihr Schein von einem unsichtbaren Schleier halb aufgesogen.

Ein rascher, eisiger Schauer lief auf dünnen Spinnenbeinen meinen Rücken hinab, als ich hinter Howard aus dem Wagen stieg. Der Morgen schien mir selbst für einen April ungewöhnlich kühl, aber es war nicht allein die äußere Kälte, die mich frösteln ließ.

Der Ort, der sich vor uns auf der Kuppe des Hügels ausbreitete, bot ein Bild des Friedens und der Ruhe, aber ich wußte nur zu gut. daß dieser Eindruck täuschte. Es war nicht viel mehr als vierundzwanzig Stunden

her, da war ich schon einmal nach Arkham gekommen, und ich hatte schon einmal geglaubt, in ein kleines verschlafenes Nest zu geraten.

Beinahe hätte ich diesen Irrtum mit dem Leben bezahlt.

»Ist das das Haus?«

Howard deutete mit einer knappen Geste auf ein heruntergekommenes, halb verfallenes Gebäude zur Linken.

Eine Zeitlang starrte ich das dreigeschossige graue Haus an, blickte verwirrt nach rechts und links und nickte schließlich; wenn auch weniger aus wirklicher Überzeugung, als vielmehr in Ermangelung eines anderen Hauses, auf das ich statt dessen hätte deuten können.

Das Gebäude lag an der Stelle, an der es sein mußte, und nach allem, was mir mein logischer Verstand sagte, mußte es das richtige sein.

Verwirrend war nur, daß es ganz und gar nicht so aussah, wie ich es in Erinnerung hatte…

»Dann komm«, sagte Howard. Er lächelte, aber seine Stimme klang unsicher. Er war nervös. Dabei hätte wohl eher ich von uns beiden mehr Grund gehabt, nervös und unruhig zu sein.

»Wird schon gut gehn, Jungchen«, brummelte Rowlf vom Kutschbock herunter. Ich sah flüchtig auf und gewahrte ein gutmütiges Lächeln auf seinem von der Kälte geröteten Bullenbeißergesicht. Howard hatte darauf bestanden, daß Rowlf hier draußen zurückblieb, ohne einen konkreten Grund dafür anzugeben.

Ich wußte ihn trotzdem. Rowlf war unsere Rückendeckung, und – wenn es zum Schlimmsten kam – unsere einzige Möglichkeit zur Flucht. Es war schon beruhigend, einen Zwei-Meter-Mann wie Rowlf, noch dazu bewaffnet, in seinem Rücken zu wissen. Solange er hier draußen war, konnten wir wenigstens sicher sein, nicht hinterrücks überfallen zu werden.

Nebeneinander gingen wir über die menschenleere Straße auf das verlassene Haus zu. Der Wind trug schwere, niedrig hängende Regenwolken mit sich, und gerade, als wir das unkrautüberwucherte Grundstück betraten, verfinsterte sich die Sonne. Es kam mir vor wie ein düsteres Omen.

Ich schauderte. Alles in mir sträubte sich gegen den Gedanken, noch einmal in dieses furchtbare Haus zu gehen, in dem ich schon einmal

mit knapper Not dem Tode entronnen war.

Arkham lag wie eine Geisterstadt vor uns; selbst die wenigen Lichter, die ich bei unserer Ankunft bemerkt hatte, waren mittlerweile erloschen, und mit Ausnahme unserer Schritte und dem leisen, monotonen Heulen des Windes war nicht der geringste Laut zu vernehmen. Es war das gleiche unheimliche Schweigen, mit dem mich die Stadt bei meiner ersten Ankunft empfangen hatte.

Und es hatte nichts von seiner Drohung verloren.

Ich versuchte den Gedanken zu verscheuchen, warf Howard ein schon fast übertrieben zuversichtliches Lächeln zu und trat mit einem entschlossenen Schritt durch die Tür. Das gesprungene Glas des Flügels löste sich unter meinen Fingern endgültig aus dem Rahmen und zerbarst; das Geräusch hörte sich in der Stille überlaut und unheimlich an.

Dämmerung umfing uns wie ein graues Leichentuch, als wir in die Halle traten. Unter unseren Schritten wirbelte grauer, seit Jahren nicht mehr berührter Staub auf, und ein Schwall muffig riechender Luft schlug uns entgegen.

Ich spürte plötzlich eine unheimliche Präsenz, aber als ich mich darauf konzentrieren wollte, entglitt sie meinen Gedanken und war verschwunden.

Die Eingangshalle des Hotels bot einen gespenstischen Anblick. Überall lagen Staub und Schmutz, trockene Blätter und Papier, die durch die zerborstenen Scheiben hereingeweht worden waren; ein Teil der Decke war eingebrochen. Die Theke, hinter der mich der Alte begrüßt hatte, stand schräg wie ein gestrandetes Schiff auf den eingesunkenen Bodenbrettern. Die Tapeten waren verblichen und rollten sich auf, wo sie nicht bereits heruntergerissen oder schlichtweg weggefault waren. Das Haus mußte seit mindestens einem Jahrzehnt dem Verfall anheim gegeben sein.

Und trotzdem war es das gleiche Haus, in dem ich mich vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden über einen unfreundlichen Hotelportier geärgert und ein Zimmer bezogen hatte…

»Dort hinauf?« Howard deutete mit einer Kopfbewegung auf die Treppe, die nach oben führte.

Ich nickte, fuhr mir nervös mit der Zungenspitze über die Lippen und folgte ihm, als er die morschen Stufen emporzusteigen begann.

Die gesamte Treppe ächzte und bebte unter unserem Gewicht. Staub rieselte aus den Fugen der morschen Stufen, und als ich leichtsinnig genug war, die Hand auf das Geländer zu legen, neigte sich die ganze Konstruktion mit einem drohenden Ächzen zur Seite, so daß ich hastig zurücksprang.

Howard machte eine Geste, vorsichtiger zu sein, und ging weiter.

Wir erreichten die erste Etage, blieben einen Moment stehen und gingen langsam weiter. Irgendwo über uns knackte und vibrierte das Haus wie ein gewaltiges lebendes Wesen. Meine überreizten Nerven gaukelten mir Schritte und helle, mühsame Atemzüge vor, Schatten, die am oberen Ende der Treppe auftauchten und sich hastig wieder zurückzogen...

Plötzlich blieb Howard abermals stehen, hob die Hand und runzelte die Stirn. »Du hattest recht, Robert«, sagte er leise. »Hier stimmt etwas nicht.«

Ich sah ihn fragend an. Wieder glaubte ich schlurfende Schritte zu hören, und wieder tauchte ein Schatten über uns auf und verschwand wieder.

Dann begriff ich, daß es nicht nur eingebildete Schritte waren; so wenig, wie ich mir den Schatten einbildete. Wir waren nicht allein.

Howard hob warnend die Hand an die Lippen, griff unter seinen Gehrock und förderte einen kurzläufigen Revolver zutage. Obwohl er den Hahn mit der Linken abdeckte, als er ihn spannte, klang das Knacken wie ein Kanonenschuß in meinen Ohren. Wie zur Antwort schlurften wieder Schritte über uns. Diesmal schienen sie sich zu entfernen.

Auf Zehenspitzen schlichen wir weiter, erreichten die nächste Etage und blieben am Fuße der Treppe stehen. Die Schritte waren jetzt ganz deutlich zu hören – schnell, schleifend und ungleichmäßig, als liefe dort oben jemand unruhig auf und ab, aber jemand, der einen Fuß nachzog.

Das war die eine Möglichkeit, dachte ich bedrückt.

Die andere war, daß dieser – wer immer dort oben auf uns wartete – keine Füße hatte, die er nachschleifen konnte, sondern mörderische Tentakeln, und daß...

Ich weigerte mich, den Gedanken weiterzudenken und nahm, dicht

gefolgt von Howard, der mir mit entsicherter Waffe den Rücken deckte, die letzten Stufen in Angriff. Ich hatte das ungute Gefühl, daß uns der Revolver nicht allzuviel nutzen würde gegen die Wesen, die dort oben auf uns lauerten. Trotzdem war es ein beruhigender Gedanke, nicht vollkommen schutzlos zu sein.

Wir erreichten die dritte Etage, blieben stehen und sahen uns aufmerksam um. Es war dunkel hier oben; durch die schmutzverkrusteten Fenster an den beiden entgegengesetzten Enden des Ganges drang nur wenig Licht. Die Luft war voller Staub, der in der Kehle brannte und alles hinter einem wirbelnden grauen Schleier verbarg.

Trotzdem sah ich die Spuren sofort.

Es waren zwei Reihen ungleichmäßiger, nebeneinander liegender Eindrücke, die Spuren menschlicher Füße, die die zolldicke Staubschicht auf dem Boden durchbrachen und in ungleichmäßigen Schlangenlinien im hinteren Teil des Ganges verschwanden. Aber wenigstens, dachte ich erleichtert, waren es menschliche Spuren...

Trotz der Kälte, die wie ein unsichtbarer Bruder der Nacht in den morschen Mauern des Hotels zurückgeblieben war, war ich in Schweiß gebadet, als wir das Zimmer im dritten Stock erreichten. Meine Finger schlossen sich um den Griff des Stockdegens, den ich wie ein Schwert unter den Gürtel geschoben hatte. Den Verschluß hatte ich bereits entriegelt, ehe wir aus der Kutsche stiegen. Es hatte nicht viel Sinn, es abstreiten zu wollen – ich war nervös wie selten zuvor.

Howard bedeutete mir, zurückzubleiben. Langsam hob er die Rechte, legte die Hand auf die Tür und schob sie unendlich langsam auf.

Irgend etwas bewegte sich hinter der Tür.

Es war eigentlich nur ein Gefühl, die Ahnung von Leben und Bewegung, verbunden mit einer intensiven Empfindung von Gefahr.

Howard schien es ebenso deutlich zu spüren wie ich, denn auch er hielt mitten in der Bewegung inne, sah sich alarmiert um – und warf sich ansatzlos durch die Tür.

Eine halbe Sekunde später folgte ich ihm auf die gleiche Weise. Ein Schatten tauchte im Halbdunkel des Zimmers auf; ich sah, wie Howard erschrocken die Arme hochriß und irgend etwas seine Hand traf. Er brüllte, taumelte zurück und versuchte die Pistole hochzubekommen, aber der Schatten schlug ein zweites Mal zu und

schmetterte seine Hand beiseite.

Ein Schuß löste sich. Ich sah, wie die orangerote Mündungsflamme wie eine glühende Lanze nach dem schattenhaften Angreifer stach und ihn verfehlte. Der peitschende Knall schien meine Trommelfelle zum Zerplatzen und das gesamte Gebäude zum Erbeben zu bringen.

Aber wenn die Kugel auch ihr Ziel nicht traf, so zeigte der Schuß doch Wirkung. Der unheimliche Angreifer ließ von Howard ab, sprang mit einer behenden Bewegung zurück und packte einen Stuhl, um ihn nach Howard zu schleudern. Gleichzeitig gewahrte ich eine Bewegung aus den Augenwinkeln, warf mich instinktiv zur Seite und riß schützend die Arme über den Kopf.

Die Bewegung rettete mir vermutlich das Leben. Etwas Schweres, Hartes bohrte sich splitternd in die morschen Fußbodenbretter, wo ich gerade noch gestanden hatte, gleichzeitig traf ein Fuß meine Seite, ließ meine Rippen knacken und trieb mir die Luft aus den Lungen. Dieses verdammte Zimmer war nichts als eine einzige große Falle!

Ich hörte Howard aufschreien, als sich sein schattenhafter Gegner erneut auf ihn stürzte.

Taumelnd wich ich ein, zwei Schritte zurück und hob kampfbereit die Hände. Ein Schatten wuchs vor mir in die Höhe, und der Zorn, der mich gerade noch erfüllt hatte, wandelte sich binnen Sekunden in Schrecken, als ich sah, wie gewaltig er war – ein Riese, breitschultrig wie ein Bär und mindestens zwei Meter groß, dabei aber seltsam verschoben und deformiert.

Neben mir kämpfte Howard verzweifelt mit seinem Gegner, aber ich fand keine Zeit, ihm beizustehen, denn der Riese griff mich knurrend und mit drohend erhobenen Armen an. Ich sah ihn noch immer nur als verschwommenes Schemen, aber das, was ich von ihm erkannte, reichte durchaus, mich jegliche Lust auf einen Zweikampf verlieren zu lassen.

Hastig sprang ich ein weiteres Stück zurück, riß den Stockdegen aus seiner Hülle und führte die Klinge mit drei, vier raschen Schlägen vor dem Gesicht des Riesen hin und her. Der rasiermesserscharfe Stahl zischte mit einem boshaft klingenden Laut durch die Luft. Der Angreifer erstarrte, blieb einen Moment mit pendelnden Armen stehen – und begann Schritt für Schritt vor mir zurückzuweichen. Neben mir ertönten plötzlich fünf, sechs klatschende Schläge, sehr schnell hintereinander und von einem überraschten Keuchen gefolgt, und

einer der beiden Schatten, die unter dem Fenster miteinander rangen, fiel nach hinten.

»Howard?« fragte ich besorgt, ohne den Mann vor mir aus den Augen zu lassen.

»Alles in Ordnung, Robert«, antwortete Howard. »Halt sie in Schach – ich mache Licht.«

Ich hörte ihn im Dunkeln hantieren, dann wurde der schmutzige Lappen vor dem Fenster mit einem Ruck heruntergerissen, und helles Sonnenlicht erfüllte den Raum.

Der Anblick ließ Howard und mich im gleichen Moment aufschreien.

Unsere beiden Gegner hatten sich bis an die gegenüberliegende Seite zurückgezogen. Der, der mich attackiert hatte, hielt schützend die Arme vor das Gesicht, während der andere aus zusammengekniffenen Augen in die plötzliche Helligkeit blinzelte.

Wenigstens glaubte ich, daß es Augen waren.

Sein Gesicht war ein einziger Alptraum. Plötzlich erkannte ich, daß es nicht nur Dunkelheit und Furcht gewesen waren, die mich ihre Gestalten so seltsam deformiert und falsch hatten erkennen lassen. Im Gegenteil, die Dunkelheit hatte sie wie ein barmherziger Schleier verhüllt und das Schlimmste verborgen.

Die beiden Männer waren auf gräßliche Art mißgestaltet. Der Kleinere, der Howard angegriffen hatte, war ein Krüppel mit einem verunstalteten Gesicht und einem gewaltigen Buckel, ungleichen Armen und Beinen und Händen mit zu vielen Fingern, während der andere auf den ersten Blick beinahe normal erschien.

Bis er die Hände herunternahm, heißt das.

Howard überwand seinen Schrecken als erster. Er bückte sich nach der Pistole, die ihm der Kleinere aus der Hand geschlagen hatte, und richtete die Waffe auf die beiden Männer.

»Keine Bewegung«, sagte er drohend. »Wir tun Ihnen nichts, wenn Sie vernünftig sind. Warum haben Sie uns angegriffen? Wer sind Sie?«

Natürlich bekam er keine Antwort. Der Kleinere knurrte wie ein gereizter Hund und hob seine Hände wie Krallen in Howards Richtung, während sich der Riese langsam rücklings von uns

fortbewegte.

»Verdammt nochmal, antworten Sie!« befahl Howard ungeduldig. »Wir –«

Was dann kam, ging einfach zu schnell, als daß Howard oder ich noch Zeit gefunden hätten, zu reagieren. Der Kleinere sprang mit einem wütenden Bellen auf uns zu und zur Seite, während der Riese mit einer Bewegung, die ich einem Menschen seiner Körpermasse niemals zugetraut hätte, mit einem Satz bei der Badezimmertür und hindurch war.

Aber hinter der Tür war kein Boden, wie ich aus eigener Erfahrung wußte, sondern nur ein Schacht, der bis in die Kellergewölbe hinab führte...

»Robert!« brüllte Howard. »Halt ihn fest!«

Seine Worte galten dem Buckeligen, aber meine Reaktion kam um Bruchteile von Sekunden zu spät. Ich ließ den Degen fallen, warf mich nach vorne und bekam seinen Knöchel zu fassen, verlor aber das Gleichgewicht und fiel auf die Knie. Der Buckelige heulte auf, warf sich mit einer fast grotesken Bewegung herum und trat mit dem freien Bein nach meinem Gesicht.

Sein Fuß verfehlte meine Schläfe, aber ich lockerte instinktiv meinen Griff. Der Buckelige keuchte triumphierend, riß seinen Fuß aus meiner Umklammerung und raste auf allen vieren auf die offenstehende Tür zu.

Ich war mit einem Satz hinter ihm her, erreichte ihn aber nicht mehr.

Das letzte, was ich von ihm sah, war ein huschender Schatten, der behende wie ein Baumaffe den Schacht hinunterturnte und mit den glitzernden Schatten an seinem Grund verschmolz...

* * *

Niemand hatte ihm direkt gesagt, daß er ein Gefangener wäre; natürlich nicht. Er wurde weiterhin mit der gleichen, schon fast kriecherischen Ehrerbietung wie am ersten Tag behandelt, und er konnte sich weitestgehend frei in der Festung bewegen.

Aber er war ein Gefangener.

»Herr?«

DeVries wandte sich fast erschrocken vom Fenster um. Für einen Moment war er irritiert. Er war so in Gedanken versunken gewesen, daß er nicht einmal bemerkt hatte, wie der Bruder den Raum betreten hatte. Seltsam, dachte er. Seine Konzentration schien nachzulassen, seit er diese bizarre Festung am Ende der Welt betreten hatte. Es war nicht nur ihr Äußeres, das ihn irritierte; es war auch etwas in ihr, das er sich nicht erklären konnte. Etwas Gefährliches. Auch seine Brüder wirkten zunehmend nervöser und fahriger.

Er vertrieb den Gedanken, straffte sich und strich mit der Linken eine Falte aus seinem weißen Zeremonienmantel, während er den Bruder ansah. »Ja?«

»Necron erwartet Euch«, sagte der Bruder. Sein Gesicht war ausdruckslos, aber in seinen Augen loderte die Furcht. Sie alle hatten Angst vor Necron. Auch DeVries selbst – aber das gestand er nicht einmal sich selbst gegenüber ein.

Er nickte und verließ ohne ein weiteres Wort den Raum.

Graues Dämmerlicht umgab ihn, während er mit raschen Schritten den niedrigen Gang hinunterging. Die Festung war voller unheimlicher Geräusche und Laute, und ab und zu glaubte er mit dem Wind ein sonderbar klagendes Singen heranwehen zu hören.

Er schauderte. Vom ersten Moment an war ihm die Drachenburg der Hexer unheimlich gewesen. Der Ordensmeister hatte ihm eingeschärft, höflich und zuvorkommend zu seinen Gastgebern zu sein und sich nichts von seinen Ängsten und Befürchtungen anmerken zu lassen, und DeVries bemühte sich nach Kräften, seinem Befehl nachzukommen.

Aber das änderte nichts daran, daß er im Innersten felsenfest davon überzeugt war, Necron und seine Jünger mit dem Satan im Bunde zu wissen.

Necron erwartete ihn in seinem Gemach, auf seinem mächtigen Thronsessel sitzend, und wie immer sah er aus, als hätte er sich die letzten fünfzig Jahre kaum bewegt. Ein alter, uralter Mann, der schon vor einem Jahrhundert hätte sterben sollen. Das einzige, was an ihm noch wirklich lebte, waren die Augen. DeVries hatte noch nie einen so alten Menschen gesehen.

Und noch nie einen, der eine so körperlich fühlbare Macht ausstrahlte.

Er wartete, bis die Wächter die Tür hinter ihm geschlossen hatten, ging auf Necron zu und setzte sich, als der alte Mann eine auffordernde Handbewegung machte.

»Hattet Ihr eine gute Nacht, DeVries?« erkundigte sich Necron. Seine Stimme stand in krassem Widerspruch zu seinem Äußeren – sie war stark und fest und klang wie die eines jungen Mannes. DeVries nickte.

»Ihr habt mich rufen lassen, Necron. Habt Ihr... Neuigkeiten von Shannon?«

»Ja.« Necrons Miene verdüsterte sich, wenn auch nur für einen Moment. »Aber keine guten.«

»Keine guten?« DeVries runzelte die Stirn. »Ist er tot?«

Aus irgendeinem Grund schienen seine Worte Necron zu amüsieren, denn der Alte lächelte plötzlich. »Tot? Nein, mein Freund – tot ist er nicht. Aber es ist, wie ich Euch gestern schon sagte. Die Dinge entwickeln sich anders, als wir voraussehen konnten.«

»Was soll das heißen?« Plötzlich schwang ein hörbar mißtrauischer Ton in seinen Worten. »Wir haben unseren Teil der Abmachung erfüllt. Jetzt erfüllt auch Ihr Euer Versprechen.«

Ein sonderbares Licht glomm in Necrons Augen auf. »Robert Craven lebt noch«, sagte er.

»Das ist Euer Problem«, gab DeVries hart zurück. Wut erfüllte ihn, Wut auf diesen alten Mann, der glaubte, ihn zum Narren halten zu können. »Es ist nicht unsere Schuld, wenn Euer Mann es nicht schafft, ihn zu vernichten. Wir haben einen Handel vereinbart – Ihr und mein Herr, in dessen Auftrag ich hier bin. Unseren Teil haben wir erfüllt, Necron.«

»Das stimmt.« Der alte Mann betonte seine Worte auf seltsam lauernde Art, und DeVries sah alarmiert auf. »Aber je länger ich darüber nachdenke«, fuhr Necron fort, »desto mehr komme ich zu dem Schluß, daß der Handel, den Ihr im Sinn hattet, von vornherein nicht ganz fair war. Ihr habt mir vieles verschwiegen, DeVries.«

DeVries biß sich wütend auf die Lippen. Aber er schluckte die wütende Antwort, die ihm auf der Zunge lag, noch einmal herunter und sagte mühsam beherrscht: »Was wollt Ihr damit sagen, Necron?«

»Ich will damit sagen«, antwortete der alte Mann, »daß die Existenz

von Lovecraft und seine Geschichte« – er lächelte, als er DeVries' Erschrecken bemerkte, und legte eine Pause ein, um seinen Worten das gehörige Gewicht zu verleihen – »alles in einem anderen Licht erscheinen läßt.«

»Ihr… wißt von Bruder Howard?« stammelte DeVries.

Necron nickte. »Haltet mich nicht für einen Narren, DeVries«, sagte er in beinahe gelangweiltem Ton. »Nur, weil ich ein alter Mann bin, bin ich noch lange nicht senil. Ihr gestattet, daß ich unsere Abmachung noch einmal überdenke.«

DeVries schluckte. »Heißt das, Ihr… wollt Craven nicht töten?«

»Unsinn«, schnappte Necron. »Der Sohn des Magiers wird sterben. Aber es mag sein, daß ich den Zeitpunkt seines Todes noch einmal überdenke. Er kann uns von Nutzen sein, ehe er stirbt.«

»Dann brecht Ihr das Abkommen«, stellte DeVries fest.

Necron machte eine unwillige Bewegung mit seiner dürren, grau gewordenen Hand. »Es gibt kein Abkommen, das ich brechen könnte, DeVries«, sagte er. »Ihr seid hierher gekommen, ohne mir die Wahrheit gesagt zu haben.«

»Überlegt Euch, was Ihr sprecht, alter Mann«, murmelte DeVries gepreßt. »Unsere Bruderschaft –«

»Ist tausendmal mächtiger als ich und meine Jünger, ich weiß«, fiel ihm Necron ins Wort. Plötzlich wurde seine Stimme schneidend. »Aber hier seid Ihr in meinem Haus, DeVries, vergeßt das nicht. Und jetzt geht in Euer Quartier zurück. Wenn die Sonne untergeht, werde ich Euch meine endgültige Entscheidung mitteilen.«

DeVries starrte den Mann noch eine Sekunde lang an, dann stand er mit einem Ruck auf und stürmte aus dem Raum.

Voller Zorn lief er zu seinem Quartier zurück und schmetterte die Tür hinter sich ins Schloß.

Die Gespräche, die bei seinem Eintreten den Raum erfüllt hatten, brachen urplötzlich ab. Die Gesichter der Brüder, die an den niedrigen Tischen saßen und redeten, wandten sich in seine Richtung, und er las in mehr als einem Augenpaar die gleiche stumme Frage, die auch ihn seit Tagen bewegte.

DeVries trat ein paar Schritte von der Tür zurück, ballte die Fäuste und schloß für einen Moment die Augen. Geduldig wartete er, bis sich sein hämmernder Pulsschlag beruhigt hatte und er wieder mit der überlegen-eisigen Art zu reden imstande war, die seine Männer von ihm gewöhnt waren.

»Es ist geschehen«, sagte er. »Was ich befürchtete, ist eingetroffen.«

Niemand antwortete auf seine Worte, aber er sah den Schrecken, der über die Gesichter der weißgekleideten Brüder huschte.

»Er betrügt uns«, sagte er nach einer Weile. »Ihr wißt, was wir zu tun haben.«

Noch immer reagierte keiner der elf Männer auf seine Worte, aber das war auch nicht nötig. DeVries war kein Narr, ebensowenig wie Necron. Er hatte jede nur denkbare Entwicklung vorauszusehen versucht und auch diesen Fall in seine Pläne einbezogen. Jeder einzelne seiner Brüder wußte, was er zu tun hatte.

»Heute abend«, sagte er. »Necron wird mich zu sich rufen, wenn die Sonne untergeht. Haltet euch bereit.«

* * *

Howards linkes Auge sah nicht besonders gut aus. Die Krallenhand des Buckeligen hatte einen langen, blutigen Kratzer in seine Wange gerissen; einen Zentimeter mehr, dachte ich schaudernd, und er hätte das Auge verloren.

»Verdammt nochmal, hör endlich auf«, sagte er mit zusammengebissenen Zahnen, während ich vorsichtig mit der Spitze meines Taschentuches das Blut aus seinem Augenwinkel tupfte. »Wir haben Wichtigeres zu tun.«

Er wollte meinen Arm herunterdrücken, aber ich schlug seine Hand grob beiseite und fuhr fort, sein Auge zu säubern.

»Was denn?« fragte ich. »Willst du ihnen nachklettern?«

»Unsinn.« Howard hielt still, bis ich sein Gesicht verarztet hatte, so gut mir das mit den zur Verfügung stehenden Mitteln möglich war. Dann stand er auf, ging noch einmal zum Bad hinüber und blickte eine ganze Weile stumm und mit gerunzelter Stirn in die Tiefe.

»Ich möchte wissen, wer die beiden waren«, murmelte er. »Und was sie von uns wollten.« Er seufzte, drückte die Tür sorgfältig ins Schloß und drehte sich mit gerunzelter Stirn um.

Das Zimmer bot einen chaotischen Anblick. Von der Einrichtung schien einzig der dreibeinige Tisch neben dem Fenster noch unbeschädigt zu sein.

Er war nicht leer. Auf der zerkratzten Platte lagen... Dinge. Papiere, kleine, aus rechteckigen Lederstückchen und Schnüren selbstgebastelte Beutel, Gläser mit unidentifizierbaren Inhalten, ein Stapel pergamentener Blätter, die sich auf den zweiten Blick als aus einem Buch gerissene Seiten entpuppten, eine Kerze...

Verwirrt starrte ich das sonderbare Sammelsurium einen Moment lang an, trat schließlich näher und wollte die Hand danach ausstrecken, aber Howard riß mich beinahe grob zurück.

»Nicht«, sagte er, »Rühr nichts an, ehe wir nicht wissen, was hier vorgegangen ist.«

Er beugte sich nun seinerseits über den Tisch und musterte die Sammlung obskurer Objekte mit einem Ausdruck von Mißtrauen und Sorge.

»Weißt du, was das ist?« fragte er schließlich.

Ich schüttelte den Kopf und zuckte gleich darauf mit den Achseln.

»Wenn das hier ein Friedhof wäre und jetzt Mitternacht statt früher Morgen«, antwortete ich, »dann würde ich sagen, daß hier jemand sein Rheuma weghexen wollte.«

»Ich hoffe, dein Humor vergeht dir nicht so schnell«, murmelte Howard, ohne mich anzusehen. Seine Finger berührten die Pergamente und zuckten wieder zurück, als hätte er sich verbrannt.

»Ich weiß nicht genau, was es ist«, fuhr er fort. »Aber es sieht aus, als hätten die beiden hier eine Beschwörung abgehalten. Oder es versucht.«

»Hier? Ausgerechnet hier?«

»Wundert dich das?« Howard lächelte, aber es wirkte, wie so oft bei ihm, eher düster. »Glaubst du wirklich, es wäre Zufall, daß wir ausgerechnet in diesem Haus auf die beiden getroffen sind?«

Ich antwortete nicht gleich, und Howard hob einen der kleinen Lederbeutel hoch und schüttete seinen Inhalt auf den Tisch. Ich konnte nicht genau erkennen, worum es sich handelte – aber die kleinen schwarzen Körnchen erinnerten mich auf unangenehme Weise an getrocknete Spinnen oder Ameisen.

»Es ist kein Zufall«, behauptete Howard, als ich noch immer keine Anstalten machte, von mir aus zu reden. »Vor Tagesfrist bist du in diesem Haus einem leibhaftigen Shoggoten begegnet – und jetzt platzen wir mitten in irgendeine düstere Beschwörung.« Er seufzte, sah mich an und deutete ungeduldig auf den Tisch.

»Zum Teufel, Robert – muß ich dir jedes Wort aus der Nase ziehen?« fragte er. »Schließlich bist du der Magier von uns beiden, nicht ich. Was bedeutet das alles hier?«

»Nichts«, antwortete ich, trat neben Howard an den Tisch und nahm eines der kleinen Gläser zur Hand. Auf seinem Boden lag ein verschrumpeltes braunes Ding, das irgendwann einmal ein Laubfrosch gewesen sein mußte.

»Wirklich nichts, Howard«, wiederholte ich, so ernsthaft, wie ich konnte. »Ich wollte dich mit meiner Bemerkung über den Friedhof nicht auf den Arm nehmen, Howard. Das hier hat mit Magie und Hexerei so viel zu tun wie ich mit dem englischen Königshaus.«

Howard sah mich fragend an, und ich warf das Glas mit dem mumifizierten Frosch angewidert zu Boden, wo es zerbrach. »Ich habe mich in den letzten anderthalb Jahren beinahe ausschließlich mit Magie und Hexerei beschäftigt, Howard«, fuhr ich fort. »Und mit das erste, was ich gelernt habe, war, daß so etwas nicht dazu gehört. Getrocknete Krötenbeine und Fledermausflügel, die man zu Mitternacht und Neumond auf dem Friedhof verbrennt – das ist Magie, wie sie sich Kinder und Narren vorstellen. Es hat nichts mir wirklicher Zauberei zu tun.«

»Die beiden kamen mir nicht wie Kinder vor«, murmelte Howard. »Auch nicht wie Narren. Im Gegenteil – ich hatte das Gefühl, daß sie es verdammt ernst meinten.«

»Möglich. Aber was immer sie vorhatten, hätte nicht funktioniert. Damit kannst du keine Beschwörung vornehmen, Howard. Es schadet höchstens denen, die sich damit beschäftigen.«

»Trotzdem sollten wir es mitnehmen«, beharrte Howard. »Ich will wissen, wer die beiden waren – und was sie hier wollten.«

Er blickte mich noch einen Moment nachdenklich an, löste sich dann von seinem Platz am Tisch und ging noch einmal zur Badezimmertür hinüber. Mein Herz begann wie wild zu schlagen, als ich sah, wie er sich – mit der Linken am Türrahmen Halt suchend – vorbeugte und in den schwarzen Abgrund hinabstarrte, der sich wie ein gierig aufgerissenes Maul unter ihm auftat. Es war weniger der Anblick, der mich schaudern ließ, als vielmehr die Erinnerung, die er in mir wachrief. Der Raum hatte keinen Boden. Er war nichts als ein rechteckiger, bis in die Kellergeschosse des Hauses führender Schacht. Um ein Haar wäre er mein Grab geworden, bei meinem ersten Besuch in diesem gastlichen Haus...

»Weißt du, was dort unten ist?« fragte Howard, als er sich wieder aufrichtete.

»Die Keller, vermute ich«, antwortete ich achselzuckend. »Warum?«

»Wir sollten hinuntergehen«, murmelte Howard. »Vielleicht finden wir irgendwelche Spuren. Die beiden können sich schließlich nicht in Luft aufgelöst haben.« Er drehte sich mit einem plötzlichen Ruck herum. »Komm.«

Ich widersprach nicht, denn ich war insgeheim froh, aus dem Zimmer verschwinden zu können. Dieses ganze Haus war verhext, beseelt von einer bösen, finsteren Macht, die uns aus unsichtbaren Augen zu belauern schien. Und es war nicht der Shoggote, der mich um ein Haar verschlungen hätte. Seine Gegenwart hätte ich gespürt. Aber es wäre mir fast lieber gewesen, sie zu fühlen. Denn dann hätte ich wenigstens gewußt, welcher Art von Feind wir gegenüberstanden.

Wir verließen das Zimmer und traten wieder auf den düsteren Korridor hinaus.

Irgendwo unter uns polterte etwas.

Howard blieb so abrupt stehen, als wäre er vor eine unsichtbare Wand geprallt. Das Poltern wiederholte sich, dann ertönte ein berstender Schlag, und plötzlich schien das gesamte Gebäude unter unseren Füßen wie von einem Hammerschlag getroffen zu erzittern.

Howard brüllte mir irgend etwas zu, das in einem neuerlichen, noch lauterem Krachen unterging, und rannte los.

Aber nur ein paar Schritte weit. Er hatte kaum die obersten Stufen der Treppe erreicht, als er abermals mitten im Schritt zurückprallte. Und als ich neben ihm anlangte, wußte ich auch, warum.

Mein Gefühl hatte mich nicht getrogen. Dieses Haus war eine Falle.

»Siehst du«, schrie Howard. »Ich hatte recht – die beiden waren nicht zufällig hier. Ich glaube, irgend jemand in dieser Stadt hat etwas gegen uns.«

Ich fand seine Art von Humor nicht besonders originell.

Nicht in Anbetracht der brüllenden Flammenwand, die das untere Viertel der Treppe einhüllte und krachend und tosend auf uns zutobte.

* * *

Um ihn waren Stille und Dunkelheit wie eine warme, beschützende Decke, als er erwachte. Er wußte nicht wo er war, wie er hierher gekommen war, nicht einmal, wer er war.

Shannon blinzelte, versuchte die Hand zu heben und stellte fest, daß sie so dick bandagiert war, daß er die Finger nicht bewegen konnte. Ein dünner, brennender Schmerz bohrte sich wie eine Nadel in sein Handgelenk, und als wäre dieser Schmerz der Schlüssel zu seinen Erinnerungen gewesen, zerriß der dumpfe Schleier, den der Schlaf um seine Gedanken gelegt hatte. Er erinnerte sich wieder. Und doch waren diese Erinnerungen... falsch? War das das richtige Wort? Er wußte es nicht.

Er wußte nur, daß irgend etwas mit seiner Umgebung nicht stimmte.

Langsam richtete er sich in eine halb sitzende Position auf und schlug die Decke zurück. Er war nackt bis auf eine Pyjamahose, aber sein Körper war über und über mit Verbänden und Pflastern bedeckt, und selbst da, wo die bloße Haut noch sichtbar war, war sie zerschunden und gerötet. Er erinnerte sich an Flammen und Hitze.

Ja, das war es gewesen. Er hatte gegen den Shoggoten gekämpft, der Jeff töten wollte, und war dabei schwer verletzt worden. So schwer, daß er nicht einmal in der Lage gewesen war, sein geheimes Wissen anzuwenden und sich selbst zu heilen.

Mit einem entschlossenen Ruck schwang der junge Magier die Beine aus dem Bett und stand auf, obwohl sein Körper bei dieser Bewegung vor Schmerz zu zittern begann. Die beiden größten Verbände begannen sich dunkel zu färben, als die Wunden darunter wieder aufbrachen.

Shannon ignorierte den Schmerz, wankte mühsam zum Fenster und riß die Vorhänge mit einem Ruck auf. Helles Sonnenlicht strömte in den Raum, aber es flackerte, und in seinem Schein war etwas Fremdes, Störendes. Wieder hatte Shannon das Gefühl, daß irgend etwas in seiner Umgebung nicht so war, wie es hätte sein müssen, und wieder entglitt ihm der Gedanke, ehe er ihn weiter verfolgen konnte.

Eine Zeitlang blieb Shannon reglos und mit geschlossenen Augen am Fenster stehen. Das Sonnenlicht umspielte seinen Körper wie eine streichelnde Hand, und Shannon spürte, wie das Reservoir magischer Energien tief in seinem Inneren Kraft aus dem Licht bezog. Die Schmerzen verebbten langsam, und das Gefühl von Müdigkeit und Schwäche wich einem neuen Empfinden von Kraft.

Fünf, sechs Minuten blieb Shannon reglos so stehen, dann ging er zum Bett zurück und trat vor den mannshohen Wandspiegel. Ein dünnes Lächeln spielte um seine Lippen, als er damit begann, die Verbände abzuwickeln.

Es dauerte lange, bis er fertig war.

Als der letzte Verband zu Boden fiel, war von den. zahllosen Wunden, die seine Haut zuvor bedeckt hatten, nichts mehr zu sehen. Seine Haut war so glatt und unversehrt wie die eines Neugeborenen.

Shannon bückte sich nach seinen Kleidern, die zusammengefaltet auf einem Stuhl neben dem Bett lagen, und zog sie rasch über.

Er lächelte seinem Spiegelbild zufrieden zu.

Was er sah, gefiel ihm – ein junger Mann von neunzehn Jahren, schlank, aber mit der Figur eines hochtrainierten Athleten. Seine verdreckten und mit Brandflecken übersäten Kleider und das eingetrocknete Blut an seinem Haaransatz ließen ihn wild und gleichzeitig abenteuerlich aussehen. Shannon war kein Narziß, aber er war mit Recht stolz auf seinen Körper. Und er wußte darüber hinaus, wie wichtig es war, dieses empfindliche, unersetzliche Werkzeug seines Geistes zu pflegen und ständig in Höchstform zu halten. In den letzten Tagen hatte er gleich mehrmals nur überlebt, weil er im wahrsten Sinne des Wortes in der Lage gewesen war, Übermenschliches zu vollbringen.

Shannon beendete seine Musterung, rieb das eingetrocknete Blut mit dem Handrücken von der Stirn, so gut es eben ging, und wollte sich zur Tür wenden, als irgend etwas seine Aufmerksamkeit erregte. Das schmale Jungengesicht seines Spiegelbildes blickte plötzlich

mißtrauisch drein.

Im ersten Moment sah er nichts Auffälliges, aber dann gewahrte er einen Schatten, der sich dicht hinter ihm bewegte, nicht viel mehr als ein Luftwirbel oder ein flüchtiger Hauch.

Shannon fuhr ansatzlos herum, riß die Arme hoch – und erstarrte.

Das Zimmer war leer. Aber plötzlich spürte er wieder den Atem des Fremden, Feindseligen, der wie ein übler Geruch im Zimmer zu hängen schien. Es war ein Gefühl, als schlösse sich eine unsichtbare Hand um ihn, langsam, aber unbarmherzig. Verwirrt wandte er sich wieder um. Sein Herz begann zu rasen, als er erneut in den Spiegel sah.

Der Schatten war wieder da. Deutlicher jetzt als zuvor, als verdichte sich die Finsternis hinter ihm ganz allmählich zu einem Körper.

Aber hinter ihm war nichts!

Eine eisige Hand schien Shannons Rücken zu streifen, als er begriff, daß der Schatten nicht hinter ihm, sondern nur hinter seinem Spiegelbild war, und daß –

Er spürte die Gefahr beinahe zu spät.

Eine rasche, wellenförmige Bewegung lief über die Oberfläche des Spiegels, ein Zucken wie eine plötzliche Erschütterung in stillem Quecksilber, und von einem Sekundenbruchteil zum anderen wurde aus dem Schatten ein Körper, aus dem wogenden Schwarz ein Gesicht. Ein schmales, aristokratisch geschnittenes Gesicht, von einem dünn ausrasierten Bart beherrscht, ein Gesicht mit stechenden Augen und einem dünnen, grausamen Mund, darüber rabenschwarzes Haar mit einer weißen Strähne wie ein gefrorener Blitz...

Und dann hob die Gestalt die Arme, und ihre Hände griffen aus dem Spiegel heraus und legten sich um Shannons Hals!

Shannon schrie auf, warf sich zurück und versuchte den Würgegriff mit einem verzweifelten Schlag zu sprengen.

Genausogut hätte er versuchen können, einen Berg mit bloßen Händen beiseite zu schieben. Der Druck auf seine Kehle verstärkte sich eher noch.

Shannon keuchte und riß das rechte Bein in die Höhe. Seine

Kniescheibe traf den Spiegel mit der Wucht eines Hammerschlages und zerschmetterte ihn vollends, aber hinter dem zerberstenden Glas war nichts, nur ein Schatten, ein Spiegelbild ohne reale Substanz. Und trotzdem spürte er den Griff des Unheimlichen weiter…

Shannon begann zu wanken. Rote, flammende Ringe tanzten vor seinen Augen auf und ab, und in seinen Lungen begann ein grausamer Schmerz zu rasen. Er fühlte, wie seine Kraft nachließ, wie die Hände Cravens das Leben aus ihm herauspreßten und…

Craven

Der Name erschien wie mit flammenden Lettern geschrieben vor Shannons Augen.

Irgend etwas schien in ihm zu zerbrechen. Plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, kehrten seine Erinnerungen endgültig zurück. Plötzlich wußte Shannon, wem er gegenüberstand – Robert Craven, dem Sohn des Magiers! Dem Mann, den zu vernichten er hergekommen war!

Er ahnte nicht, daß dies sein größter Irrtum war, daß dieser Mann nicht Robert Craven, sondern dessen Vater Roderick Andara war. Daß sein Freund Jeff in Wirklichkeit der Sohn des Magiers war. Aber der Gedanke, wenn auch nur ein Irrtum, gab ihm noch einmal neue Kraft. Er spürte, wie der Haß in ihm emporkochte wie eine Woge aus glühender Lava, griff danach und wandelte ihn um in Kraft, so, wie es ihn Necron gelehrt hatte.

Mit einem verzweifelten Schlag sprengte er Cravens Griff, stürzte rücklings auf das Bett und wälzte sich blitzschnell zur Seite, als die Gestalt im Spiegel die Hand hochriß. Ein blauweißer Blitz sengte dicht neben seinem Kopf in die Kissen und verbrannte sie zu Asche.

Shannon fuhr herum, erhob sich mit einem Satz auf die Knie und schlug mit aller geistiger Macht zu. Die Gestalt hinter dem Spiegel schien zu flackern. Für einen Moment war es, als zeichneten kleine gelbe Flammen ihre Konturen nach; sie taumelte, verlor für die Dauer eines Herzschlages an Substanz und verdichtete sich wieder. Ihre Hände hoben sich. Blaue Elmsfeuer zuckten über ihre Finger.

Aber der tödliche Blitz, auf den Shannon gefaßt war, blieb aus. Statt dessen gewann Cravens Körper mehr und mehr an Substanz, bis er schließlich keinem Spiegelbild mehr, sondern einem scheinbar lebenden Menschen aus Fleisch und Blut gegenüberstand. Aber der Eindruck zerstob als er Cravens Stimme hörte. Es war nicht die

Stimme eines lebenden Menschen, und seine Lippen bewegten sich nicht, als er sprach.

Ich könnte dich vernichten, Shannon, wisperte Cravens Stimme hinter Shannons Stirn. Du bist mir ausgeliefert.

Shannon starrte die unheimliche Erscheinung an und schwieg. Er wußte, daß Craven recht hatte – seine Kräfte waren schwach. Die Regeneration hatte ihn viel Energie gekostet; mehr, als er bisher gespürt hatte. Sein Angriff hatte Craven überrascht, mehr nicht. Und er fühlte, wie gewaltig die Macht des Hexers in diesem Augenblick war. Warum tötete er ihn nicht?

Weil ich dich vielleicht noch brauche, antwortete Craven, und Shannon begriff voller Schrecken, daß der Magier seine Gedanken las.

Craven lachte leise. Wundert dich das? fragte er. Hat dir dein Meister nicht gesagt, wer der Mann ist, den du vernichten sollst? Er blickte Shannon einen Moment nachdenklich an und beantwortete seine eigene Frage dann mit einem Kopfschütteln. Nein, fuhr er fort. Ich sehe, er hat es dir nicht gesagt. Necron hat sich nicht geändert, in all den Jahren.

»Was willst du?« fragte Shannon gepreßt. »Mich vernichten oder mich verhöhnen?«

Keines von beiden, mein junger närrischer Freund, antwortete der Magier. Ich hätte dich schon gestern vernichten können, wenn ich das wirklich gewollt hätte. Du warst mir ausgeliefert, so wie du es jetzt bist. Aber ich will dich nicht töten. Du bist nicht mein Feind.

»Aber du meiner!« keuchte Shannon. Voller Wut wollte er aufstehen, aber Craven machte eine rasche, fast beiläufige Bewegung mit der Hand, und der junge Magier brach mit einem schmerzhaften Keuchen zusammen.

Das bin ich nicht, Shannon, widersprach er. Man hat dir gesagt, daß ich dein Feind wäre, aber das stimmt nicht. Necron belügt dich. So, wie er euch alle belügt. Aber ich verlange nicht, daß du mir glaubst.

»Was willst du?« keuchte Shannon. »Töte mich, oder verschwinde. Ich –«

Was ich will? Craven lachte, und diesmal klang es so häßlich, daß Shannon instinktiv aufsah und die unheimliche Erscheinung mit neu erwachender Furcht anstarrte.

Ich will dir eine letzte Chance geben, deine Meinung zu ändern, du Narr, sagte Craven zornig. Ich bin nicht dein Feind, sondern im Gegenteil ein Feind derer, die auch du bekämpfst.

»Was... was meinst du damit?« fragte Shannon stockend. Innerlich tobte er noch immer vor Haß und Zorn, aber Cravens Worte hatten irgend etwas in ihm berührt, etwas wie ein verborgenes Wissen, von dessen Existenz er selbst bis zu diesem Augenblick noch keine Ahnung gehabt hatte. Er wußte einfach, daß der Magier in diesem Augenblick die Wahrheit sagte. »Was soll das heißen?«

Du wirst alles erfahren, antwortete Craven. Aber nicht jetzt, und nicht hier. Denke über meine Worte nach, Shannon, und wenn du deine Entscheidung getroffen hast, dann komm zu mir. Ich erwarte dich in Innsmouth, heute abend, wenn die Sonne untergeht.

* * *

Die Feuerwand kam mit unheimlicher Geschwindigkeit näher. Die Flammen fanden in dem ausgetrockneten Holz der Treppe reichlich Nahrung und breiteten sich fast mit der Geschwindigkeit einer Explosion aus. Eine unsichtbare, glühende Hand griff nach meinem Gesicht, und jeder einzelne Atemzug war wie flüssige Lava in meinen Lungen.

Ich fuhr zurück und riß Howard mit mir, der noch immer wie fasziniert auf die heranrasende Feuerwand starrte.

Der schmale Gang war plötzlich voller Qualm und erstickender Hitze, und noch während wir den Weg zurücktaumelten, leckten bereits die ersten roten Flammenzungen an den obersten Stufen der Treppe. Die Tapeten begannen sich schwarz zu färben und zu schwelen.

»Dort hinaus!« brüllte Howard über das Krachen und Prasseln der zusammenbrechenden Treppe hinweg. Er deutete wild gestikulierend auf das schmale Fenster am Ende des Ganges und rannte los.

Ich begriff eine halbe Sekunde zu spät, was er vorhatte. Mit einem verzweifelten Schrei lief ich hinter ihm her und versuchte ihn zurückzureißen, aber es war zu spät. Howard hatte das Fenster erreicht, rüttelte einen Moment vergeblich am Rahmen – und schlug die Scheibe kurzerhand mit dem Ellbogen ein.

Hinter uns schien der Korridor zu explodieren.

Der Sauerstoff, der durch das zerbrochene Fenster hereinfauchte, ließ das Feuer zu brüllender Weißglut aufsteigen. Ich schrie auf, als mich die Hitze wie eine glühende Faust in den Rücken traf, riß schützend die Arme vor das Gesicht und sah durch einen Schleier von Tränen, wie Howard Anstalten machte, aus dem Fenster zu klettern. Aber aus irgendeinem Grund hielt er mitten in der Bewegung ein und starrte mit schreckgeweiteten Augen nach unten.

Halb blind vor Schmerz griff ich nach dem Fensterrahmen, zerschnitt mir an den Glassplittern die Finger und starrte in die Tiefe.

Unter uns brannte das Haus wie eine Fackel.

Es war unmöglich. Der logische Teil meines Verstandes sagte mir, daß das Feuer nicht so gewaltig sein konnte, nach diesen wenigen Sekunden – aber die Wirklichkeit behauptete das Gegenteil. Schwarzer Rauch quoll aus den zerborstenen Fenstern, hier und da leckten bereits Flammen an den Außenmauern empor, und die Eingangstür, drei Stockwerke unter uns, spie Feuer wie ein Vulkan.

Für einen kurzen Moment dachte ich ernsthaft daran, den zehn oder zwölf Yard tiefen Sprung zu wagen und ein paar gebrochene Knochen – oder schlimmstenfalls ein schnelles Ende – dem qualvollen Tod in den Flammen vorzuziehen, verwarf den Gedanken aber sofort wieder und kletterte hastig in den Flur zurück. Die Hitze war ins Unerträgliche gestiegen. Ich spürte, wie das gesamte Gebäude unter meinen Füßen zu zittern begann, als sich die Flammen in sein morsches Gebälk fraßen. Logisch oder nicht – dieser ganze Trümmerhaufen würde in wenigen Augenblicken zusammenstürzen!

Howard taumelte hustend und keuchend an mir vorbei – direkt auf die Flammenwand zu! Seine Gestalt schien sich vor dem weißglühenden Hintergrund der Feuersbrunst aufzulösen, und ich sah, wie das Holz unter seinen Füßen zu schwelen begann. »Howard!« brüllte ich mit überschnappender Stimme. »Bist du verrückt geworden? Komm zurück!«

Wieder erbebte das gesamte Gebäude wie unter einem Hammerschlag. Die Flammen schossen wie eine kompakte Wand aus unvorstellbarer Hitze wenige Schritte hinter Howard aus dem zerborstenen Boden, leckten gegen die Decke und ließen die Wände knacken und reißen. Die Helligkeit trieb mir die Tränen in die Augen; ich sah Howard nur noch wie durch einen blendenden Schleier.

Aber ich erkannte, wie er verzweifelt die Tür vor sich aufzustemmen

versuchte – und begriff!

Mit einem Satz war ich neben ihm, verbrannte mir die Finger am glühenden Eisen des Türgriffes und zerrte mit aller Macht daran. Die Hitze hatte das Holz bereits verzogen, und für einen kurzen, schrecklichen Moment schien es fast, als hielte die Tür selbst unseren vereinten Kräften stand. Dann sprang sie mit einem berstenden Schlag auf, und Howard und ich stolperten nebeneinander in das Zimmer zurück, das wir vor Minuten erst verlassen hatten.

Als wir die Tür zum Bad erreichten, explodierte der Türrahmen hinter uns in blendender Weißglut. Die Luft schien zu kochendem Sirup zu gerinnen. Howard schrie auf, kämpfte sich, das Gesicht zwischen den schützend erhobenen Armen verborgen, zur Tür zurück und trat sie zu.

Seine Verzweiflungstat verschaffte uns noch einmal eine kurze Gnadenfrist. Die Tür begann augenblicklich zu schwelen; eine unheimliche, blauweiße Helligkeit drang durch ihre Ritzen, und Schloß und Angeln glühten plötzlich dunkelrot. Kleine Flammen leckten rings um sie herum aus dem Holz. Aber sie hielt die allerschlimmste Hitze zurück, wenn auch nur für Sekunden. Aber vielleicht für die Sekunden, die wir brauchten.

Als Howard zurückkam, hatte ich die Badezimmertür bereits aufgerissen und mich in den Schacht geschwungen. Der Stein vibrierte unter meinen Händen wie ein lebendes Wesen, und aus der Tiefe stieg ein Hauch brodelnder Hitze herauf wie aus einem Kamin. Rote Lichtreflexe zuckten durch die Schwärze am Grunde des Schachtes, und rings um uns wand sich das Haus wie in Krämpfen. Aber die Flammen hatten den Schacht noch nicht erreicht! Die tödliche Fallgrube, der ich vor Tagesfrist mit knapper Not entkommen war, konnte jetzt zu unserer letzten Rettung werden!

Es war ein bizarrer, tödlicher Spießrutenlauf. Über uns erscholl ein seltsam heller, splitternder Laut, kaum daß wir die ersten Meter hinuntergestiegen waren, und plötzlich wurde der Schacht von einem gnadenlosen, grellen Licht erfüllt. Ich spürte, wie das Gebälk, an dem wir hinabstiegen, binnen Sekunden heiß wurde, und plötzlich begann der Balken unter meinen Fingern zu schwelen.

Ein greller Schmerz zuckte wie eine Lanze durch meine Hände. Ich versuchte verzweifelt, mich trotz der Schmerzen festzuklammern und sah, wie Howard neben mir den Halt verlor und mit einem lautlosen Schrei nach hinten kippte.

Dann verlor ich ebenfalls den Halt und stürzte wie ein Stein in die Tiefe.

* * *

Die Dämmerung begann sich wie ein graues Leichentuch über der Drachenburg auszubreiten. Die Schatten wurden länger und finsterer, und die Gestalten der Männer hoch oben hinter den Zinnen verblaßten allmählich zu flachen Scherenschnitten, die mit sonderbar ruckhaften Bewegungen vor dem grauen Himmel hin und her patrouillierten.

Es war ein bizarres Bild. DeVries fühlte sich unwirklich; es fiel ihm immer schwerer, sich darauf zu besinnen, daß er sich immer noch im neunzehnten Jahrhundert aufhielt, nicht im elften oder zwölften. Nichts an seiner Umgebung ließ darauf schließen, daß sich hinter den Bergen, die im Westen mit der Dämmerung zu verschmelzen begannen, eine Welt verbarg, in der es moderne Städte gab, Gaslicht, Dampfmaschinen und Telegrafenleitungen, die ferne Staaten miteinander verbanden.

Aber schließlich trugen seine Brüder und er auch die historischen Gewänder des Ordens und waren mit Schwert und Schild bewaffnet; die Figuren, die der Vergangenheit entsprungen waren. DeVries wußte natürlich, daß er sich auf jeden einzelnen seiner Begleiter verlassen konnte. Der Ordensmeister hatte die Männer, die mit ihm gingen, persönlich ausgesucht. Jeder einzelne von ihnen war ein Meister im Umgang mit Schwert, Morgenstern und Bogen, ein hochtrainierter Einzelkämpfer, in der Lage, allein mit einer kleinen Armee fertig zu werden.

Im Moment wären DeVries ein paar moderne Schußwaffen allerdings weitaus lieber gewesen. Bizarr oder nicht – die Burg der Hexer war Realität, und er hatte viele, sehr viele Männer mit Waffen gesehen. Es würde ein harter Kampf werden. Trotzdem würden sie ihn gewinnen, das wußte er. Sie fochten im Namen des Herren, und wo Gott und Satan aufeinanderstießen, da stand der Sieger von vornherein fest.

Trotzdem war er nervös, als er die Kammer verließ und zwischen die beiden Männer trat, die ihn zu Necron geleiten würden. Seine Hand spielte unruhig am Griff des gewaltigen zweischneidigen Schwertes, das er am Gürtel trug.

»Seid Ihr bereit, Herr?« fragte einer der beiden. Seine Stimme klang unterwürfig und devot wie immer, aber DeVries meinte auch einen

neuen, mißtrauischen Klang darin zu vernehmen. Es waren nicht die gleichen Männer, die ihn bisher begleitet hatten. Vielleicht war es Zufall, aber vielleicht ahnte Necron auch, daß er auf die Herausforderung reagieren würde.

»Ich bin bereit«, antwortete DeVries.

Es waren die letzten Worte, die die beiden Männer in ihrem Leben hörten. Die Tür hinter DeVries' Rücken wurde mit einem Ruck aufgestoßen, und zwei seiner Männer sprangen auf den Gang hinaus. Die Schwerter in ihren Händen blitzten auf. Die beiden Hexenbrüder sanken tot zu Boden, ehe sie sich der Gefahr überhaupt wirklich bewußt wurden.

»Schnell jetzt!« befahl DeVries. »Ihr wißt, was zu tun ist. Zwei Mann gehen zum Tor und überwältigen die Wache dort. Die anderen kommen mit mir!«

Rasch und lautlos wandten sich zwei der weißgekleideten Brüder nach links und verschwanden im Dämmerlicht des Ganges, während sich die anderen hinter ihm versammelten und ihre Waffen bereithielten. DeVries hatte ein ungutes Gefühl. Aber er gab sich alle Mühe, sich nichts anmerken zu lassen, sondern wies seine Männer mit stummen, präzisen Gesten ein. Dann zog er sein Schwert und huschte geduckt den Gang hinunter.

Der Innenhof der Festung lag leer und scheinbar verlassen vor ihm, aber er wußte, daß dieser Eindruck täuschte – er spürte einfach, daß diese gewaltige, bizarr geformte Festung alles andere als tot war. Im Gegenteil: er spürte sich von unsichtbaren Augen beobachtet und belauert, und er glaubte die Gefahr beinahe zu riechen, die sich über ihm und seinen Männern zusammenballte.

Aber es war zu spät, noch irgend etwas an seinen Plänen ändern zu wollen. Necron hatte ihn herausgefordert. Jetzt würde er den Preis dafür zahlen müssen.

Geduckt lief DeVries über den kopfsteingepflasterten Hof, näherte sich dem Eingang des Haupthauses und wartete, bis das knappe Dutzend Männer, das ihm geblieben war, den Hof ebenfalls überquert hatte.

Lautlos öffnete er die Tür und huschte ins Innere des Hauses. Geräusche drangen an sein Ohr – Stimmen, wieder dieses dumpfe, monotone Singen und Raunen, das ihn so sehr beunruhigte, ein leises Klirren und Klingen wie von Metall. Sehr weit vor ihm war Licht; der flackernde Schein einer Kerze. Aber nirgends war auch nur die Spur

eines Menschen zu sehen.

Unbehelligt durchquerten DeVries und seine Leute das Erdgeschoß, stiegen die Treppen hinauf und standen schließlich vor der Tür zu Necrons Gemach.

DeVries zögerte. Das ungute Gefühl, das er die ganze Zeit über verspürt hatte, steigerte sich zu nagender Furcht. Irgend etwas stimmte hier nicht, das spürte er überdeutlich. Es war zu leicht gewesen. Sie hätten niemals so weit kommen dürfen; nicht, ohne angegriffen oder zumindest aufgehalten zu werden.

Er vertrieb den Gedanken, nickte dem Mann, der auf der anderen Seite des Eingangs Aufstellung genommen hatte, kurz zu, und schob die Tür behutsam auf.

Der Raum auf der anderen Seite war in absolute Finsternis getaucht. Die Fenster waren verdunkelt, und selbst die schwarzen, bizarr geformten Kerzen, die sonst immer auf dem Tisch gebrannt hatten, waren erloschen.

Fünf, zehn endlose Sekunden blieb DeVries reglos stehen und lauschte, aber alles, was er hörte, war das dumpfe Hämmern seines eigenen Herzens. Die Festung schien ausgestorben zu sein. Selbst die Geräusche, die er bisher gehört hatte, waren verstummt. Das gigantische, uralte Bauwerk war still. Still wie ein riesiges, steinernes Grab...

Dann...

DeVries wußte selbst nicht zu sagen, was es war, das ihn warnte. Er spürte eine Bewegung, warf sich zur Seite und schrie voller Schmerz und Wut, als reißender Stahl durch sein Kettenhemd drang und an seinen Rippen abglitt.

DeVries brüllte. Mit einer verzweifelten Bewegung warf er sich zurück, stolperte über ein Hindernis, fiel auf den Rücken und schlug noch im Sturz mit dem Schwert zu. Er spürte, daß er traf. Ein harter Ruck ging durch die Waffe, dann schlug etwas dumpf zu Boden, und mit einem Male war der Raum voller Schritte und polternder Bewegung und dunkler drohender Schatten. Gleichzeitig gellte draußen auf dem Gang ein fürchterlicher Schrei, und Stahl schlug mit dumpfem Krachen auf etwas Weiches.

DeVries sprang auf, packte sein Schwert mit beiden Händen und hieb wild und ungezielt um sich. Wieder traf er, aber die Klinge wurde ihm

fast aus der Hand geprellt; er taumelte, spürte einen scharfen Luftzug und hörte einen machtvollen Schlag, als irgend etwas dicht hinter seinem Kopf in die Wand schlug.

DeVries duckte sich, fand wieder festen Stand und ließ das Schwert mit aller Kraft kreisen.

Es war ein bizarres, unwirkliches Gefecht. Die Schatten zogen sich um ihn zusammen. Metall blitzte auf, aber er sah nicht mehr als Schemen. So konnte er unmöglich siegreich kämpfen! DeVries wich zurück, stolperte dorthin, wo er die Tür vermutete und prallte gegen die Wand, spürte aber rissiges Holz unter der rechten Schulter. Noch einmal hieb er wie wild um sich und trieb die Angreifer damit zurück, dann hatten seine tastenden Finger den Riegel gefunden und zerrten ihn zurück.

Mit einem verzweifelten Satz hechtete DeVries auf den Gang hinaus und riß das Schwert in die Höhe.

Aber der Anblick, der sich ihm bot, ließ ihn erstarren.

Der Gang, noch vor wenigen Augenblicken verlassen und wie ausgestorben, hatte sich in ein tobendes Chaos verwandelt. Die Falle hatte nicht nur ihm gegolten. Seine Männer waren im gleichen Moment wie er angegriffen worden.

Aber DeVries sah erst jetzt, daß ihre Gegner keine Menschen waren...

* * *

Der Sturz schien endlos zu dauern. Die Wände rasten an mir vorüber, verbogene Eisenstangen und zerborstene Balken, und über mir tobte ein weißglühender Orkan aus Hitze und Licht. Mein letzter Gedanke galt Howard, dessen Schrei in meinen Ohren gellte und plötzlich abbrach.

Dann traf eine unsichtbare Faust meine Füße, versuchte mir die Beine in den Leib zu rammen und preßte mir die Luft aus den Lungen, alles in Bruchteilen einer einzigen Sekunde. Dann brach das, was ich für tödlichen schwarzen Stein gehalten hatte, auseinander, und eine Woge eisigen Wassers schlug über mir zusammen.

Die Wucht des Sturzes preßte mich tief unter Wasser. Ich schlug schmerzhaft gegen Stein oder Felsen. Fauliges Wasser drang in meinen

Mund; ich würgte, unterdrückte mit letzter Kraft den Impuls, zu atmen, und kämpfte mich nach oben.

Flackerndes weißes Licht umgab mich, als ich durch die Wasseroberfläche brach. Irgendwo weit vor mir hüpfte Howards Kopf wie ein Korken auf den schwarzen Wellen, und ich hörte seine Stimme, die mir irgend etwas zuschrie, das ich nicht verstand.

Etwas Heißes streifte meine Wange, und plötzlich schien das Wasser neben mir wie unter einem Kanonenschuß auseinanderzuspritzen. Eine Flamme leckte nach meinem Haar und erlosch wieder. Und endlich begriff ich, in welcher Gefahr ich mich befand!

Der Schacht endete geradewegs in der Kanalisation, und das schlammige Wasser hatte meinen tödlichen Sturz gebremst – aber ich war keineswegs in Sicherheit. Aus dem Schacht regneten ununterbrochen brennende Trümmerstücke herab und schlugen wie kleine tödliche Meteoriten rings um mich ein!

Entsetzt warf ich mich nach vorn, spürte einen neuerlichen Schlag gegen die Seite und tauchte blindlings unter. Vier, fünf Züge weit schwamm ich unter Wasser, bis meine ausgestreckten Hände gegen rauhen Stein stießen, tauchte wieder auf und sah mich keuchend um.

Der Anblick ließ mich schaudern. Der Schacht lag hinter mir, nicht sehr weit, aber immerhin weit genug, daß ich nicht mehr von einem herabstürzenden Trümmerstuck erschlagen werden konnte. Über uns schien eine blauweiße, lodernde Sonne aufgegangen zu sein. Eine Welle intensiver Hitze fauchte aus dem Schacht herab. Das Wasser kochte unter den Einschlägen der Steine, die ununterbrochen aus der Höhe herabstürzten, und selbst an seinem Grund loderte jetzt ein unheimliches Licht, als brenne das Höllenfeuer noch unter Wasser weiter.

Ich riß mich von dem furchtbaren Anblick los, sah mich nach Howard um und schwamm mit drei, vier kräftigen Zügen zu ihm hinüber.

Howard hatte mittlerweile das jenseitige Ufer des Sieles erreicht und war gerade dabei, sich schnaubend auf den schmalen gemauerten Sims hinaufzuziehen, der den Abwasserkanal säumte. Mit letzter Kraft zog ich mich hinter ihm auf den rettenden Stein und blieb sekundenlang, mühsam um Atem ringend, liegen. Mein Herz raste, und in meinen Ohren rauschte das Blut.

»Wir müssen... weiter«, keuchte Howard neben mir. Seine Stimme klang seltsam; die gewölbte Decke des Kanals verzerrte sie und warf

meckernde Echos zurück, und das Brausen der Flammen verlieh seinen Worten einen unheimlichen Klang.

Ich stemmte mich hoch, wischte mir Wasser und Schmutz aus dem Gesicht und versuchte zu antworten, brachte jedoch nur ein hilfloses Ächzen zustande.

»Schnell«, sagte Howard. »Wir müssen weg. Ich fürchte, die Decke hält nicht.«

Wie um seine Worte zu bestätigen, lief in diesem Moment ein spürbares Zittern durch den Tunnel, und irgendwo hinter uns löste sich ein Stein aus der gewölbten Decke und fiel klatschend ins Wasser.

Mühsam drehte ich mich herum und begann dicht gegen die Wand gepreßt auf dem schmalen Sims entlangzubalancieren.

Der Stollen ächzte unter dem Gewicht des zusammenstürzenden Hauses, und das Geräusch weckte die Erinnerung an einen anderen Brand in mir, ein Feuer, das ebenso unnatürlich gewesen war und lange zurücklag…

Nach einer Strecke von vielleicht fünfzig Yards begann der Sims breiter zu werden. Gleichzeitig hob sich die Decke, bis aus dem niedrigen Tunnel plötzlich eine hohe, runde Höhle mit gemauerten Wänden wurde. Der Abwasserkanal verwandelte sich in einen flachen, runden See, der auf der anderen Seite der Kaverne gurgelnd durch einen zweiten, weitaus niedrigeren Tunnel abfloß.

Mit einem erleichterten Seufzen taumelte ich ein paar Schritte in die Kaverne hinein, ließ mich gegen die Wand fallen und sackte kraftlos daran zu Boden. Plötzlich begann sich der unterirdische Dom vor meinen Augen zu drehen; mir wurde schlecht. Für zwei, drei Sekunden kämpfte ich gegen die immer stärker werdende Übelkeit an, dann gab ich auf, beugte mich zur Seite und übergab mich würgend.

Als ich wieder klar zu sehen und zu denken vermochte, erblickte ich ein Paar Füße, die dicht vor meinem Gesicht inmitten der Pfütze von Erbrochenem standen, ohne daß es ihren Besitzer zu stören schien. Im Gegenteil – plötzlich klang ein dunkles, amüsiertes Lachen auf. Aber es war kein sehr freundliches Lachen…

Ich blinzelte, stemmte mich mühsam in die Höhe und hob den Kopf.

Die Füße gehörten zu den gewaltigsten Beinen, die ich jemals erblickt hatte. Aber sie paßten zu dem Körper. Dem Körper eines Riesen, mehr

als zwei Meter groß und so breitschultrig, daß er schon fast verkrüppelt wirkte.

Und sein Gesicht...

Sein Gesicht war ein Alptraum.

Aber das war der letzte Gedanke, den ich dachte. Dann traf mich eine Faust und löschte mein Bewußtsein aus.

* * *

»Sie haben ihn«, sagte Ayres. Das Gesicht der alten Frau war zu einer Maske der Konzentration geworden, wie immer, wenn sie in Trance fiel. Aber etwas war anders als die anderen Male, da Lowry die Hexe in diesem Zustand gesehen hatte. Ihre Stimme bebte vor Erregung. »Sie haben ihn«, sagte Ayres noch einmal. »Ihn und noch einen Mann. Einen Fremden.« Sie zögerte. »Etwas stimmt nicht«, fügte sie mit veränderter Betonung hinzu.

Lowry sah, wie Bannister und Floyd alarmiert aufblickten. Das Licht der einzigen Kerze, die den großen, abgedunkelten Raum tief unter der Erde erhellte, schien für einen Moment zu flackern, obwohl es keinen Luftzug gab.

»Was heißt das?« fragte er. »Gibt es Schwierigkeiten?«

»Nein«, sagte Ayres hastig. Sie öffnete die Augen, fuhr sich mit den Fingerspitzen über die Lippen ihres faltigen, zahnlosen Mundes und sagte noch einmal und mit größerer Überzeugung: »Nein. Curd und Wulf bringen sie hierher. Es ist alles so gekommen, wie du geplant hast, Lowry.« Sie lächelte, und in ihren vom Alter trüb gewordenen Augen glühte Triumph auf. »In zwei Stunden werden sie hier sein. Dieser andere zählt nicht. Ich werde Curd sagen, daß er ihn töten soll.«

»Nein«, sagte Lowry schnell. »Ich... möchte nicht, daß ein Unschuldiger stirbt. Ich will nur ihn.«

In Ayres Augen blitzte es spöttisch auf, aber zu Lowrys eigener Verwunderung nickte sie. »Wie du willst. Aber er wird alles verraten. Du wirst Schwierigkeiten bekommen, wenn alles vorbei ist.«

Lowry machte eine ungeduldige, wegwerfende Handbewegung. »Das

zählt nicht«, sagte er. »Ich will ihn, alles andere ist gleich.« Er funkelte die Alte an. »Du wirst deinem Kretin sagen, daß er dem anderen nichts zuleide tut, hast du das verstanden?«

Ayres nickte. »Wie du befiehlst, Meister«, sagte sie spöttisch. »Es ist dein Leben, das du wegwirfst.«

Ein kurzes, eisiges Frösteln lief über Lowrys Rücken, als er die Worte der Alten hörte. Aber dann dachte er an ihn, den Mann, den Curd und der Wolfmann brachten – und an seinen neugeborenen Sohn. Und plötzlich spürte er nur noch Haß.

* * *

Ein dumpfer Schmerz pochte in meinem Nacken, als ich erwachte. Ich lag mit dem Gesicht auf hartem, schmierig-feuchtem Stein, und als ich die Hände zu bewegen versuchte, spürte ich, daß meine Arme brutal auf den Rücken gedreht und mit groben Stricken zusammengebunden worden waren. Es tat ziemlich weh.

Ich stöhnte und wälzte mich herum. Ein Fuß traf meine Seite und preßte mir die Luft aus den Lungen.

»Versuch lieber keinen Unsinn«, sagte eine Stimme irgendwo über mir. »Es sei denn, du legst Wert darauf, daß ich dich gleich hier fertigmache.«

»Was... was soll das?« keuchte ich, als ich wieder einigermaßen zu Atem gekommen war. »Wer sind Sie und was... was wollen Sie von uns?«

Der Mann über mir lachte hart. Es war der Riese, auf den wir schon oben im Hotel getroffen waren, und hinter ihm glaubte ich den verzerrten Schatten eines zweiten Mannes zu erkennen. Ein seltsam hechelndes, kaum mehr menschliches Atmen drang an mein Ohr.

»Spielen Sie nicht den Narren, Andara«, sagte der Riese ärgerlich. Im Gegensatz zu seinem abstoßenden Gesicht klang seine Stimme beinahe sympathisch, obwohl sie vor Zorn und mühsam unterdrückter Wut bebte. »Sie hätten niemals wieder hierher kommen sollen«, fuhr er fort.

»Ich... verstehe nicht«, murmelte ich, sprach aber vorsichtshalber nicht weiter, als er den Fuß hob, als wolle er mich schon wieder treten.

Offensichtlich verwechselte er mich – mit meinem Vater.

»Sie bleiben hier liegen und rühren sich nicht, bis ich zurück bin«, sagte er drohend. »Ich lasse Wulf bei Ihnen. Wenn Sie zu fliehen versuchen, zerreißt er Sie.«

Ich antwortete nicht. Allmählich begannen sich die grauen Schlieren vor meinem Blick zu lichten, und ich erkannte mehr von meiner Umgebung, Ich konnte nicht lange bewußtlos gewesen sein, denn wir befanden uns noch immer in der unterirdischen Kaverne, und aus dem Abwasserkanal drang flackernder Lichtschein. Ein schwacher Brandgeruch mischte sich in den Gestank des fauligen Wassers, und irgendwo, sehr weit entfernt, wie es schien, ertönte ein ununterbrochenes Poltern und Bersten. Aber das alles registrierte ich nur am Rande. Der größte Teil meines Bewußtseins konzentrierte sich auf den Riesen, der mit drohend geballten Fäusten und gespreizten Beinen über mir stand und auf eine Antwort zu warten schien.

Ich schwieg weiter, aber mein Blick saugte sich in dem seiner Augen fest, und nach einer Weile schlug der Ausdruck von Haß darin um, wurde zu einem unsicheren Flackern, schließlich zu Furcht.

»Binde mich los!« befahl ich.

Der Riese stöhnte. Seine gespaltenen Lippen zuckten, und auf seinem furchtbar verwüsteten Antlitz machte sich ein Ausdruck von Hilflosigkeit und Schrecken breit. Dann Panik.

»Binde mich los«, sagte ich noch einmal. »Sofort! Ich befehle es.«

Der Riese begann zu taumeln. Ich sah, wie sich seine Muskeln unter dem zerschlissenen Hemd spannten, als könnte er körperlich gegen den fremden Willen kämpfen, der seinen eigenen Geist beeinflußte. Ein dumpfes, gequältes Stöhnen kam über seine Lippen.

Natürlich verlor er den Kampf. Sein Geist war stark und stand seinem Körper in Zähigkeit und Kraft kaum nach, aber ich verfügte über die Macht eines Magiers; einer Macht, der kein Sterblicher gewachsen ist. Nach drei, vier endlosen Sekunden löste er sich von seinem Platz, trat mit einem mühsamen Schritt auf mich zu und hob die Hände; in einer Bewegung, die steif und puppenhaft wirkte.

Aber er führte sie nicht zu Ende. Der verschwommene Schemen hinter ihm stieß ein helles, winselndes Geräusch aus, sprang mit einem grotesken Satz auf den Riesen zu und schleuderte ihn zurück.

Ich spürte, wie das unsichtbare Band zerriß, das mich mit seinem Geist verbunden hatte, versuchte instinktiv nach dem zweiten Angreifer zu greifen und krümmte mich, als eine sechsfingrige Klaue mein Gesicht traf und scharfe Krallen meine Wange aufrissen.

»Zurück!« brüllte ich. »Verschwinde – ich befehle es!«

Die einzige Reaktion auf meine Worte bestand in einem zweiten, noch gemeineren Hieb, der meinen Kopf mit solcher Wucht gegen den Steinboden krachen ließ, daß mir für einen Moment die Sinne schwanden.

Als sich mein Blick wieder klärte, sah ich in ein Alptraumgesicht.

Es war der Buckelige – oder das, was ich oben im Hotel für einen buckeligen Menschen gehalten hatte. Jetzt hatte er seine Jacke abgestreift, so daß ich seinen Körper sehen konnte. Er war nicht buckelig.

Und er war erst recht kein Mensch...

»Wulf!« brüllte der Riese. »Aus!«

Die Alptraumkreatur stieß ein keuchendes Bellen aus und schnappte nach meinem Gesicht. Ihr fürchterliches Gebiß klappte Millimeter über meinem Gesicht zusammen und ein Schwall übelriechenden Atems streifte mich. Seine Raubtierkrallen bohrten sich in meinen Hals.

»Aus!« schrie der Riese noch einmal. »Zurück, Wulf!«

Und diesmal gehorchte die Kreatur. Mit einem letzten, drohenden Zischen löste sie die Hände von meiner Kehle, richtete sich auf und kroch auf allen Vieren ein Stück zurück, ohne mich jedoch auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen.

»Das war nicht sehr klug von Ihnen, Andara«, sagte der Riese leise. Er hatte sich wieder gefangen und starrte haßerfüllt auf mich herab. »Ich hätte Lust, Sie gleich hier zu ersäufen. Aber das wäre zu leicht.«

Er wandte sich um, zischelte der Wolfskreatur etwas zu und verschwand gebückt in dem Abwasserkanal, der zum Hotel zurückführte.

»Tu etwas, Robert«, flüsterte Howards Stimme neben mir. »Schnell, ehe er zurückkommt!«

Mühsam drehte ich den Kopf und sah Howard an, der zwei Schritte neben mir lag, genauso wie ich an Händen und Füßen gefesselt. »Bitte, Robert!« fügte er hinzu. Seine Stimme zitterte.

»Das kann ich nicht«, antwortete ich leise. »Es tut mir leid, Howard. Ich kann ihn nur beeinflussen, wenn ich seine Augen sehe.«

Howard preßte enttäuscht die Lippen aufeinander.

»Und dieses... Wesen?« fragte er mit einer Kopfbewegung auf den Wolfsmann. Die Kreatur schien seine Worte zu verstehen, denn ihr Kopf ruckte herum und ein drohendes Knurren drang aus ihrer Kehle.

Ich versuchte es, obwohl ich von vornherein wußte, wie sinnlos es war. Der Riese hatte genau gewußt, warum er dieses Wesen als Wächter bei uns zurückließ.

Trotzdem konzentrierte ich mich, erregte seine Aufmerksamkeit mit einem schnalzenden Laut und versuchte seinen Blick zu bannen. Behutsam tastete ich nach seinem Geist, aber alles, was ich spürte, waren animalische Instinkte, Wildheit und Hunger und Gier, und eine Mordlust, die mich zurückprallen ließ, als hätte ich glühendes Eisen berührt.

Ich schüttelte den Kopf. »Sinnlos«, sagte ich leise. »Dieses Ding hat kein Bewußtsein, das ich beeinflussen könnte.«

»Verdammt, Robert – was ist das für ein Wesen?« knurrte Howard. »Und dieser Riesenkerl... sein Gesicht! Hast du sein Gesicht gesehen?«

Ich nickte. Natürlich hatte ich das Gesicht des Riesen gesehen. Und... nicht einmal zum ersten Mal! Es war kaum zwei Tage her, daß ich Gesichter wie dieses erblickt hatte, in einer kleinen Ortschaft wenige Meilen von hier...

»Innsmouth«, sagte ich.

Howard sah auf, runzelte die Stirn und blickte mich an, als zweifle er an meinem Verstand. »Wie?«

»Innsmouth«, wiederholte ich aufgeregt. »Du hattest recht, Howard – es war kein Zufall, daß wir auf diese beiden getroffen sind. Ich bin Männern wie ihnen schon einmal begegnet; kurz vor meiner Ankunft in Arkham. Sie... haben mich angegriffen. In Innsmouth, nur ein paar Meilen –«

»Ich weiß, wo Innsmouth liegt«, unterbrach mich Howard, und plötzlich war in seiner Stimme ein Klang, der mich aufhorchen ließ.

»Was hast du dort getan?« fragte er scharf.

Ich schwieg einen Moment, warf einen unsicheren Blick auf den Wolfsmenschen, der unser Gespräch mit gespitzten Ohren und glühenden Augen verfolgte, und erzählte ihm in wenigen Sätzen von meinem Besuch in dem kleinen Fischerdorf.

Howards Gesicht verdüsterte sich mit jedem Wort, das er hörte. »Du hast mir nichts davon erzählt, daß du dort warst.«

»Du hast mich nicht danach gefragt«, antwortete ich verärgert. »Und ich hielt es nicht für wichtig.«

»Nicht wichtig?« keuchte Howard. »Verdammt, Robert – du hältst es nicht für wichtig, wenn du in ein Dorf voller wildfremder Leute kommst, und die versuchen dich umzubringen?«

»Ich... ich habe einfach nicht mehr daran gedacht«, verteidigte ich mich. »Seit ich in diese verdammte Stadt gekommen bin, bin ich ja kaum dazu gekommen, einen klaren Gedanken zu fassen!«

»Schon gut«, sagte Howard leise. »Du hast ja recht. Es macht vermutlich auch keinen Unterschied mehr.« Er seufzte. »Aber du hättest niemals dorthin gehen dürfen.«

»Und warum nicht? Was ist so besonders an diesem Dorf, Howard?«

Howards Blick saugte sich an dem bizarren Gesicht des Wolfsmannes fest, aber in seinen Augen war ein Ausdruck, als sähe er etwas ganz anderes, furchtbareres.

»Innsmouth«, murmelte er. Seine Stimme bebte vor innerer Erregung, und er sprach mehr mit sich selbst als zu mir. »O mein Gott. Nach all diesen Jahren...«

»Verdammt – Howard, was bedeutet das?« fragte ich wütend. »Ich habe keine Lust, herumzuraten! Was hat es mit Innsmouth auf sich, und diesen... diesen...«

»Krüppeln«, sagte eine Stimme hinter mir. Ich fuhr zusammen, sah auf und blickte in das Gesicht des Riesen, der zurückgekommen war, ohne daß ich es bemerkt hätte.

»Sagen Sie es ruhig, Andara«, sagte er böse. »Wulf und ich sind daran gewöhnt, daß man uns so nennt.«

Seltsamerweise machten mich seine Worte verlegen. »Das wollte ich nicht sagen«, murmelte ich. »Es tut mir leid.«

»So?« Der Riese lachte meckernd, und wie um ihm beizupflichten, stimmte der Wolfsmann ein meckerndes Kojotengelächter an. »Es tut Ihnen leid, Andara? Das braucht es aber nicht. Jetzt nicht mehr«, fügte er mit veränderter, drohender Stimme hinzu. »Leid hätte es Ihnen vor zweihundert Jahren tun sollen. Jetzt ist es zu spät. Jetzt werden Sie den Preis für Ihr Tun bezahlen.«

* * *

Der Kampf war so unwirklich wie grausam. Die Hälfte von DeVries' Männern war verschwunden; tot oder geflohen. Die Überlebenden hatten sich zu einem Halbkreis um die Tür zusammengezogen, eine lebende Mauer aus gepanzerten Leibern, tödlichen Klingen und fast mannsgroßen Schilden, die selbst dem Ansturm einer weit größeren Übermacht standgehalten hätte.

Zumindest, dachte DeVries schaudernd, wenn es eine Übermacht menschlicher Feinde gewesen wäre...

Aber ihre Gegner waren keine Menschen. Sie waren nicht einmal lebendig.

Es waren Skelette. Große, ausgeblichene Skelette, mit langen gekrümmten Säbeln und kleinen, runden Schilden bewaffnet, deren Ränder gezackt wie die Blätter von Kreissägen waren.

Ein dumpfer Schlag ließ die Tür hinter DeVries erbeben und riß ihn aus seiner Erstarrung. Mit einer schnellen Bewegung fuhr er herum, sah eine dürre Skeletthand über dem Riegel auftauchen und warf sich mit aller Macht gegen das Holz. Die Tür fiel krachend zu; der ausgebleichte weiße Knochen zersplitterte wie Glas, und die abgebrochene Hand fiel zu Boden und zerbrach in kleine Stücke.

Ein neuerlicher Schlag ließ die Tür zittern. DeVries hörte das harte Kratzen blanker Knochen über Holz und tastete mit bebenden Fingern nach dem Riegel. Wild zerrte er an dem eingerosteten Riegel und spürte, wie er sich Millimeter für Millimeter zu bewegen begann.

Eine Schwertspitze erschien im Türspalt, stocherte wild und ungezielt umher und verletzte ihn am Arm. DeVries ignorierte den Schmerz, mobilisierte noch einmal alle Kräfte und warf sich mit aller Gewalt gegen den Riegel.

Das rostige Eisen knirschte widerspenstig – und rastete mit einem hörbaren Klacken ein. Aufatmend drehte sich DeVries herum.

Aber die Atempause war nur sehr kurz.

Die Skelettkrieger drangen weiter mit stummer Wut auf seine Männer ein. Ihre Schwerter krachten immer wieder gegen die Schilde von DeVries' Männern, und mehr als eines durchbrach die Deckung der gepanzerten Krieger. Von dem halben Dutzend Soldaten, das DeVries geblieben war, war keiner mehr ohne Wunden; zwei von ihnen taumelten und hielten sich nur noch mit knapper Not auf den Beinen. Auch DeVries' weißes Wams mit dem roten Kreuz war schon über und über mit Blut besudelt.

Er löste seinen Schild vom Rücken, packte das Schwert fester und stürzte sich mit einem gellenden Schrei in den Kampf. Seine Klinge traf mit einem schmetternden Schlag das Schwert des Unheimlichen und schleuderte es davon. Das bizarre Wesen taumelte, und für einen ganz kurzen Moment glaubte DeVries fast, einen Ausdruck von Furcht in seinen leeren Augenhöhlen zu erkennen.

Aber natürlich war das Unsinn.

Er hob sein Schwert und drang erneut auf seinen unwirklichen Gegner ein. Der Skelettkrieger wehrte seine Hiebe mit dem Schild ab, so gut es ging, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als Stück für Stück vor DeVries zurückzuweichen, bis er schließlich mit dem Rücken zur Wand stand und sich beinahe angstvoll unter seinen Hieben duckte.

DeVries brüllte triumphierend auf, schlug den Schild des Knochenmannes mit einem wütenden Hieb beiseite und stach mit dem Schwert nach seiner Kehle.

Etwas Fürchterliches geschah. DeVries' Klinge verfehlte den dürren Knochenhals des Wesens, aber er spürte, wie die Schneide auf Widerstand traf. Ein dumpfer Schmerzlaut drang aus dem Knochenmund des Ungeheuers. Und plötzlich entstand über seinem linken Schulterblatt, eine gute Fingerbreite über dem Knochen und scheinbar in der leeren Luft, ein dunkler, rotglitzernder Fleck. Das Wesen blutete!

DeVries erstarrte. Ein eisiger, lähmender Schrecken machte sich in ihm breit, während der Knochenmann mit einem fürchterlichen Stöhnen vor ihm in die Knie brach, die dürre Skeletthand über der blutenden Schulter verkrampft

Und dann veränderte er sich. Für einen ganz kurzen Moment flackerten seine Umrisse und dann – verwandelte er sich in einen Menschen!

In einen hochgewachsenen, dunkelhaarigen Mann, gekleidet in schwarze Hosen und Kettenhemd, über dem er ein weißes Wams mit einem roten, gleichschenkeligen Kreuz trug...

* * *

Das kleine Zimmer war leer bis auf einen Stuhl, der verloren neben der Tür stand. Die beiden Fenster waren sorgsam mit schwarzen Stoffbahnen verhängt worden, so daß ich nicht zu sagen vermochte, ob es Tag oder Nacht war, und das einzige Licht kam von einer schwarzen, bizarr geformten Kerze, die neben dem Stuhl auf dem Boden stand.

Es war kalt. Meine Kleider klebten vor Nässe am Körper, ich fühlte mich müde, durchgefroren und hundeelend. Stunde um Stunde – wie mir schien – hatte uns der mißgestaltete Riese durch die Abwasserkanäle geschleppt. Ich hatte insgeheim darauf gehofft, eine Möglichkeit zur Flucht zu finden, aber der häßliche Riese hatte, anstatt uns loszubinden, Howard und mich scheinbar mühelos über die Schulter geworfen und uns getragen, selbst für einen Kerl wie ihn eine erstaunliche Leistung. In diesem Haus angekommen, hatte er mich in den verdunkelten Raum geworfen, die Kerze entzündet und die Tür hinter sich verschlossen.

Seitdem wartete ich. Ich wußte bloß nicht, worauf.

Ich wußte auch nicht, wieviel Zeit vergangen war; mein Zeitgefühl war durcheinandergeraten, und einmal war ich vor Erschöpfung eingeschlafen.

Schließlich hörte ich draußen vor der Tür Schritte. Ein Schlüssel drehte sich im Schloß, und die Tür schwang quietschend auf. Drei, vier Personen betraten den Raum, schwarze Schatten gegen den grell erleuchteten Hintergrund, dann wurde die Tür wieder geschlossen.

Der Luftzug hatte die Kerze gelöscht. Irgendwo vor mir raschelte es, dann flammte ein Streichholz auf, und der Docht verbreitete erneut trübgelbe Helligkeit. Es dauerte einen Moment, bis sich meine Augen wieder an die Dunkelheit gewöhnt hatten und aus den Schatten allmählich vier menschliche Gestalten wurden.

Zwei von ihnen kannte ich – es waren der Riese und Wulf. Der dritte war ein schlanker, dunkelhaariger Mann unbestimmbaren Alters, der auf den ersten Blick beinahe normal aussah; allerdings auch nur auf den ersten Blick.

Die vierte Person war eine Frau. Eine sehr alte Frau – achtzig, vielleicht sogar neunzig Jahre, schätzte ich. Ihr Gesicht glich einer zerschundenen Landschaft aus Falten und tief eingeschnittenen Narben, grau und fleckig wie altes Pergament und ebenso tot. Das einzige Lebendige darin waren die Augen. Augen, deren Blick mich schaudern ließ.

»Andara«, murmelte der Mann an ihrer Seite. »Endlich haben wir dich. Endlich!«

Seine Stimme drang nur wie durch einen dämpfenden Vorhang an mein Bewußtsein. Der Blick der Alten bannte mich. Es war keine Hypnose, sondern etwas anderes, etwas viel Finstereres und Böseres.

Mühsam löste ich meinen Blick von dem der Alten und versuchte mich aufzusetzen, so gut es die Fesseln zuließen. »Wer... wer sind Sie?« fragte ich stockend. »Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?«

»Mein Name tut nichts zur Sache, Andara«, antwortete der Mann grob. »Ich bin Lowry Temples, aber das wird Ihnen nichts sagen, vermute ich.«

»Nein«, antwortete ich. »So wenig, wie ich weiß, warum mich Ihre Schläger entführt haben und warum ich hier bin.«

Temples Augen blitzten auf. »Das wissen Sie wirklich nicht?« fragte er. »Aber natürlich – es ist lange her, nicht wahr? Zweihundert Jahre sind selbst für einen Mann wie Sie eine lange Zeit, Roderick Andara.«

Ich wollte antworten, aber die Alte kam mir zuvor.

»Das ist nicht Andara«, sagte sie ruhig.

Temples erstarrte. Verwirrt blickte er mich an, dann die Alte, und dann wieder mich. »Das ist...«

»… nicht Roderick Andara«, sagte die Alte noch einmal. »Ich weiß, was ich sage, Lowry.«

»Aber er muß es sein!« keuchte Temples, beinahe verzweifelt. »Er sieht so aus wie auf den Bildern, und ich… ich habe seine Macht selbst gespürt. Und Curd auch und die anderen!«

»Er sieht aus wie er«, bestätigte die Alte. »Er hat seine Macht und sein Wissen. Aber er ist es nicht. Glaube mir, Lowry – ich würde ihn erkennen, stünde er vor mir.«

»Aber wer…« Temples schluckte nervös, atmete hörbar ein und starrte aus brennenden Augen auf mich herab. »Wer sind Sie denn?« fragte er.

»Ich bin sein Sohn«, sagte ich leise. »Mein Name ist Craven, nicht Andara. Robert Craven.«

»Sein Sohn…« Temples erbleichte. Seine Lippen begannen zu zittern, und für einen Moment trübte sich sein Blick. »Der Sohn des Magiers.«

»Ich bin Andaras Sohn«, wiederholte ich, »aber glauben Sie mir, das ist alles, was ich mit ihm zu tun habe. Was immer mein Vater getan haben mag – ich weiß nicht, was es war, und ich weiß nicht, warum er es getan hat.« Ich seufzte. »Bis vor ein paar Tagen wußte ich nicht einmal, daß es einen Ort namens Innsmouth gibt.«

Temples lachte. Es klang häßlich. »Das ändert nichts«, sagte er hart. »Ob Sie nun Andara oder Craven heißen, spielt keine Rolle.«

»Lowry«, sagte die Alte. »Bitte – er kann nichts dafür. Er sagt die Wahrheit, glaube mir. Er weiß nicht, was hier geschehen ist.«

»Das weiß mein Sohn auch nicht!« brüllte Temples. »Ich sage dir, sei still, Ayres! Er wird für die Tat seines Vaters bezahlen, so wie mein Sohn für das bezahlt, was mein Urahne getan haben soll. Auge um Auge.«

»Und du glaubst, du würdest das Unrecht gutmachen, indem du ein neues begehst?« fragte Ayres leise. Ihr versöhnlicher Ton täuschte, das spürte ich. Es hörte sich an, als stünde sie auf meiner Seite, aber das stimmte nicht. Ich konnte das Fremde, Böse, das von ihrer Seele Besitz ergriffen hatte, fast sehen.

»Ich will nichts wiedergutmachen«, antwortete Temples hart. »Ich will Rache, Ayres, nichts als Rache.«

»Und wofür?« fragte ich. »Ich weiß ja nicht einmal, was hier geschehen ist, Temples. Seien Sie vernünftig und –«

»Vernünftig?« Plötzlich schrie Temples auf, beugte sich vor und schlug mir mit der flachen Hand über den Mund; so heftig, daß mein Kopf zurückflog und meine Unterlippe aufplatzte. Der Wolfsmann stieß ein drohendes Knurren aus.

»Vernünftig?« schrie Temples noch einmal. »Sie verlangen von mir, vernünftig zu sein, Craven? Sie wissen nicht, was Sie reden! Sie... Sie werden sterben, das schwöre ich Ihnen. So qualvoll, wie mein Sohn leben wird und die Kinder der anderen, werden Sie sterben.« Wieder hob er die Hand, um mich zu schlagen, aber diesmal fiel ihm der Riese in den Arm und riß ihn zurück. Temples heulte vor Wut auf und versuchte nach dem Giganten zu schlagen, aber Curd schüttelte nur den Kopf und drückte seinen Arm herunter.

»Ruf ihn zurück!« keuchte Temples. »Verdammt, Ayres, er soll mich loslassen!«

»Curd!« Die Stimme der Alten klang scharf wie ein Peitschenhieb. Der Riese fuhr zusammen, ließ Temples los und zog sich wie ein geprügelter Hund zurück. »Und du«, fuhr Ayres an Temples gewandt fort, »bist vernünftig. Er ist unschuldig.«

Temples starrte sie haßerfüllt an und massierte seine schmerzenden Oberarme.

»Unschuldig!« Er spie das Wort fast aus. »So wie mein Sohn, wie? Wie ich und Curd und Wulf und die anderen?«

Ich richtete mich wieder auf, zog die gesprungene Unterlippe zwischen die Zähne und spuckte Blut auf den Boden. »Ich verstehe nicht, was Sie meinen«, sagte ich gepreßt. »Aber ich glaube, ich habe wenigstens das Recht auf eine Erklärung.«

Temples wollte auffahren, aber die Alte unterbrach ihn wieder. »Er hat recht, Lowry«, sagte sie ruhig. »Zeige es ihm. Zeige ihm, was sein Vater den Menschen in Innsmouth angetan hat.«

* * *

Das Feuer war erloschen, aber über der Ruine lag noch ein Hauch drückender, trockener Hitze. Aus den zerborstenen Stein- und

Holzmassen, zu denen das Gebäude zusammengesunken war, stieg noch immer schwarzer Qualm, dann und wann auch ein Funkenschauer, je nachdem, wie der Wind stand.

Die Feuerwehr war mit zwei Spritzenwagen gekommen und hatte länger als eine Stunde gelöscht, und schließlich war es ihr auch gelungen, ein Übergreifen des Feuers auf die benachbarten Häuser zu verhindern. Trotzdem waren die Bewohner vorsorglich evakuiert worden. Sie hockten, etwas abgesondert von der Menge der Gaffer und Neugierigen, die die Arbeit von Polizei und Feuerwehr behinderten, auf ihren Koffern und den hastig gepackten Bündeln. Sie wirkten niedergeschlagen, beinahe unnatürlich ruhig und gefaßt. Nur hier und da wimmerte ein Kind oder weinte eine Frau still in sich hinein.

Shannon hatte sich zur gegenüberliegenden Straßenseite zurückgezogen. Aufmerksam beobachtete er, wie sich zwei, drei Männer von ihren Plätzen erhoben und scheinbar ziellos die Straße hinunterzugehen begannen. Auf ihren Gesichtern stand aber ein Ausdruck grimmiger Entschlossenheit geschrieben.

Shannon begriff nicht, was hier vorging. Er war nach Arkham gekommen, weil die einzige Straße nach Innsmouth durch diesen Ort führte, und war geblieben, um dem Feuer zuzusehen und vielleicht zu helfen, falls dies nötig sein sollte. Aber er hatte den Haß und den aufgestauten Zorn, die wie eine übelriechende Wolke über der Stadt lasteten, schon von weitem gespürt.

Haß worauf? dachte er verwirrt. Auf das Feuer? Lächerlich. Ein Feuer haßt man nicht.

Die Gruppe bewegte sich an ihm vorbei, und plötzlich erkannte Shannon, was ihr Ziel war. Ein Stück östlich die Straße hinab stand ein zweispänniger, geschlossener Wagen mit schwarzem Verdeck. Der Fahrer war abgesessen und redete gestenreich mit zwei Männern in den dunkelblauen Uniformen der Stadtpolizei.

Kurz entschlossen schloß sich Shannon der Gruppe an. Niemand nahm von ihm Notiz, denn aus den drei Männern, die sich aus der Gruppe der Evakuierten gelöst hatten, war mittlerweile ein gutes halbes Dutzend geworden, und während sie sich der Kutsche näherten, schlossen sich immer mehr und mehr Männer an. Sie waren fast zwei Dutzend, als sie den Wagen erreichten. Unauffällig schob sich Shannon nach vorne und blieb zwei Schritte hinter dem Kutschfahrer stehen, der in einen heftigen Streit mit den beiden Polizisten verstrickt

war.

»... nich, wasse von mir wolln!« polterte er gerade. »Sucht lieber nach Howard unnem Jungen, statt mich anzupflaumen!«

Howard? Ein kurzer, rascher Schrecken durchfuhr Shannon. Hastig sah er auf und betrachtete den Wagen noch einmal, und genauer. Er kannte das Fuhrwerk. Es war der gleiche Wagen, mit dem Jeffs Freund ihn vom Flußufer abgeholt hatte.

»Verzeihung«, sagte er. »Sie sind doch Rowlf, nicht? Ich möchte mich nicht einmischen, aber –«

Der Kutscher fuhr mit einer ärgerlichen Bewegung herum. »Warum tunses'n dann?« schnappte er, brach aber dann plötzlich ab und sah Shannon beinahe erschrocken an. »Was machen Sie denn hier?«

»Sie sprachen von einem gewissen Howard«, sagte Shannon, ohne auf das unwillige Murren zu achten, das aus der Menge hinter ihm lauter wurde. Der Haß schien sich zu verdichten. Irgend etwas würde passieren, das spürte er. »Ich hoffe, Sie meinen nicht –«

»Ich meine Howard«, unterbrach ihn der Riese gereizt. »Howard Lovecraft, und R... ich meine Ihren Freund.«

»Jeff?« entfuhr es Shannon.

»Jeff«, nickte Rowlf. »Sie sin beide da innem Haus gewesen, als das Feuer losgegang is.« Er deutete wütend auf die beiden Polizisten. »Aber statt nach ihnen zu suchn, löchern mich die beiden Schießbudenfiguren mit Fragen.«

»Der Brand ist völlig grundlos ausgebrochen, Sir«, sagte einer der Polizisten steif. »Und zwar, nachdem ihre beiden Begleiter das Haus betreten haben. Ich frage mich also, weshalb. Das Haus steht seit elf Jahren leer, und es gab dort drinnen absolut nichts, was sich von selbst hätte entzünden können.«

»Warum vertrödelst du deine Zeit überhaupt noch mit Fragen, Matt?« sagte eine Stimme aus der Menge. »Hol einen Strick und häng' den Burschen an den nächsten Baum«

Der Polizist fuhr unwillig auf, aber schon stimmten andere in den Ruf ein. »Hängt ihn auf«, kreischte eine Frau. »Und den anderen gleich mit. Er kommt auch aus dieser verdammten Universität!«

»Seit diese Fremden hier aufgetaucht sind, hat der Teufel in Arkham Einzug gehalten!« fügte ein anderer hinzu. »Bringt sie um. Um ein Haar wäre unsere ganze Stadt niedergebrannt.«

»Tötet die fremden Teufel!« brüllte jemand. »Verbrennt sie, so wie sie fast unsere Stadt niedergebrannt hätten!« fiel ein anderer ein.

Shannon spannte sich. Er fühlte, wie die Stimmung den Siedepunkt erreichte und weiter stieg; ein Funke, dachte er, ein einziges, falsches Wort, und der ganze Ort würde in einer Woge von Gewalt explodieren wie ein Pulverfaß.

»Ich glaube, es ist besser, wenn wir jetzt gehen«, sagte er, so leise, daß nur Rowlf und einer der beiden Polizisten die Worte hörten. Der Beamte nickte abgehackt. Seine Lippen zitterten. Er spürte die Spannung ebenso wie Shannon. Und er wußte, daß er die aufgeputschte Menge nicht im Zaum halten konnte, wenn sie erst einmal losbrach.

»Es ist gut, Sir«, sagte er, mit absichtlich erhobener Stimme. »Das Beste wird sein, Sie fahren erst einmal zum Campus zurück. Wir wissen ja, wo wir Sie finden können, sollten sich noch Fragen ergeben.«

Aber es schien zu spät zu sein. Rowlf drehte sich um und griff zum Kutschbock hinauf, aber in diesem Moment löste sich ein Mann aus der Menge, die mittlerweile einen dichten Kreis um den Wagen gebildet hatte, und zog ihn am Arm zurück.

Wenigstens versuchte er es.

Rowlf knurrte zornig, fuhr herum und versetzte dem Burschen einen Stoß, der ihn zurück und gegen die anderen taumeln ließ.

Hätte er angefangen, auf die Menge zu schießen, wäre das Ergebnis kaum mehr anders gewesen. Ein gellender, vielstimmiger Schrei erhob sich aus der aufgeputschten Meute. Wie eine Woge fluteten sie heran, begruben Rowlf und die beiden Polizisten unter sich und begann mit Fäusten und Füßen auf sie einzudreschen.

Auch Shannon ging unter dem plötzlichen Ansturm zu Boden, kam aber fast sofort wieder auf die Füße und stieß die beiden Männer, die sich an ihn klammerten, von sich. Jemand versuchte nach seinem Gesicht zu schlagen; Shannon wich dem Hieb aus, packte den Mann und brach ihm den Arm.

Aber er sah, daß er den Angreifern auf diese Weise nicht Herr werden konnte. Hastig wich er zurück, stieß einen Mann aus dem Weg und erreichte das Gespann.

Auch Rowlf hatte sich – auf seine gewaltige Körperkraft vertrauend und weniger elegant als Shannon (aber deswegen nicht weniger wirksam) – seiner Gegner entledigt. Er schwang die gewaltigen Fäuste wie Dreschflegel, während von den beiden Polizisten keine Spur mehr zu sehen war.

Shannon deutete mit einer Kopfbewegung zum Bock hinauf. »Steigen Sie auf, Mann«, sagte er hastig. »Ich versuche sie aufzuhalten. Schnell!«

Rowlf nickte, zog sich mit einer hastigen Bewegung auf den Kutschbock hinauf und griff nach der Peitsche. Die Pferde wieherten nervös.

»Bringt sie um!« brüllte eine Stimme, und die Menge nahm den Ruf begeistert auf und wiederholte ihn, bis die Straße unter einem dröhnenden, an- und abschwellenden Chor widerzuhallen schien. Shannon gewahrte eine Bewegung aus den Augenwinkeln, duckte sich instinktiv und entging so im letzten Moment einer geschleuderten Fackel, die dicht über seinen Rücken hinwegsegelte und gegen den Wagenaufbau prallte. Sofort leckten kleine, gierige Flammen aus dem trockenen Stoff. Shannon sprang hinzu, schlug die Flammen mit bloßen Händen aus und warf die Fackeln zurück in die Menge.

Ein zorniger, vielstimmiger Aufschrei ging durch die Reihen. Shannon sah, wie der Wagen unter dem Anprall Dutzender Männer wankte und Rowlfs Peitsche auf die Köpfe des tobenden Mobs herunterpfiff, der ihn vom Bock zu zerren versuchte, aber er hatte keine Zeit, dem Kutscher zu Hilfe zu eilen. Fast ein Dutzend Männer stürzte sich gleichzeitig auf ihn.

Shannon wehrte den Angriff ab und versuchte zu Rowlf hinauf auf den Kutschbock zu gelangen. Ein Messer blitzte auf. Shannon wich der Klinge aus, packte ihren Besitzer an Kragen und Handgelenk und verdrehte ihm so den Arm, daß er sich das Messer selbst in den Oberschenkel stieß. Aber sofort nahm ein anderer seine Stelle ein. Shannon taumelte unter Schlägen, wehrte einen neuerlichen, gemeinen Messerstich ab und verschaffte sich mit ein paar Ellbogenstößen Luft.

Es war nur eine winzige Atempause, die ihm gegönnt war. Selbst

einem so hoch trainierten Körper wie ihm wäre es unmöglich gewesen, sich auf Dauer einer so gewaltigen Übermacht zu erwehren.

Aber Shannon war nicht allein auf die Kraft seines Körpers angewiesen. Blitzschnell richtete er sich auf, trat der Meute mit hoch erhobenen Armen entgegen und brüllte ein einzelnes, scheinbar sinnlos klingendes Wort.

Und plötzlich war der Sturm da.

Es war kein normaler Wind, sondern eine heiße, sengende Bö, brüllend und wild wie der Atem eines feurigen Drachens. Und sie kam aus dem Nichts, entstand an einem Punkt irgendwo zwischen Shannons hochgereckten Händen und den Gesichtern der Angreifer, trieb sie wie ein Hagel unsichtbarer Fausthiebe zurück, versengte ihre Haare und Brauen und ließ ihre Kleider schwelen. Kleine, gelbe Flämmchen zuckten nach ihren Gesichtern, und das Geschrei der aufgeputschten Menge verwandelte sich urplötzlich in einen Chor von Schmerzlauten.

Shannon schwang sich rasch auf den Kutschbock hinauf, riß Rowlf, der dem Geschehen mit ungläubig aufgerissenen Augen gefolgt war, Zügel und Peitsche aus der Hand und hieb auf die Pferde ein.

Wenige Augenblicke später raste das zweispännige Gefährt wie von Furien gehetzt aus der Stadt.

Hinter ihnen tobte der Höllensturm weiter.

* * *

Das Haus stand am Ortsrand von Innsmouth, ein wenig abgesondert von den anderen und irgendwie geduckt und düster, als schäme es sich seiner Ärmlichkeit. Sein Inneres war kühl und dunkel, obwohl die Fenster offenstanden und Licht und Wärme des Tages hineinließen. Es war sehr still; die Laute, die von draußen hereindrangen, wirkten irreal, als hätten Leid und Kummer hier ein eigenes Reich errichtet, in dem die Geräusche der lebenden Welt dort draußen nichts verloren hatten. Und ich spürte den Schmerz, der so zu diesem Haus gehörte wie die grauen Wände und die ärmlichen, zum größten Teil selbstgebauten Möbel.

Temples bedeutete mir mit einer befehlenden Geste, zurückzubleiben, und der Riese legte mir warnend die Hand auf die Schulter. Wulf hatte

meine Füße losgebunden, so daß ich mein Gefängnis wenigstens aus eigener Kraft hatte verlassen können, aber meine Arme waren nach wie vor auf die gleiche, brutale Weise auf den Rücken gefesselt. Sie schmerzten unerträglich, und aus meinen Händen war das Gefühl längst gewichen. Sie würden absterben, wenn die Fessel nicht bald abgenommen oder wenigstens gelockert würde.

Während Temples den Raum durchquerte und hinter einer Tür in der gegenüberliegenden Wand verschwand, sah ich mich neugierig um. Das Haus wirkte so ärmlich, wie es von außen ausgesehen hatte – es gab keinen Luxus wie Tapeten oder Teppiche oder auch nur eine Lampe. Auf dem Tisch stand eine heruntergebrannte Kerze, und das einzige größere Möbelstück war ein offener Schrank, in dem ärmliches Blechgeschirr zu säuberlichen Stapeln sortiert war.

Ein sonderbares Gefühl von Bitterkeit überkam mich, als ich daran dachte, daß auch die anderen Häuser des Ortes kaum anders aussahen als Temples Hütte. Die Leute hier in Innsmouth waren arm, mehr als arm.

Temples kam zurück, und Curd versetzte mir einen Stoß in den Rücken, der mich vorwärts und auf ihn zu taumeln ließ. Temples ergriff meinen Arm, dirigierte mich grob vor sich her durch die Tür und deutete auf das schmale, mit zerschlissenen grauen Tüchern bezogene Bett, das den winzigen Verschlag fast vollkommen ausfüllte.

In dem Bett lag eine Frau. Sie schlief, und trotz ihres blassen, von Fieber und Schmerzen gezeichneten Gesichtes erkannte ich, daß sie sehr schön sein mußte, und sehr jung; kaum älter als ich selbst. Nicht das, was ich mir als Lowry Temples Frau vorgestellt hatte...

»Ihre Frau?« fragte ich leise.

Temples nickte. Sein Gesicht war wie Stein, ohne die geringste Regung, aber in seinen Augen flackerte ein Licht, das mich schaudern ließ. »Ja«, antwortete er. »Aber das wollte ich Ihnen nicht zeigen. Ich bin Vater geworden, Craven. Heute morgen.«

Etwas an der Art, in der er die Worte aussprach, hielt mich davon zurück, ihm zu gratulieren oder sonst irgendwie zu antworten. Wortlos starrte ich ihn an, bis er sich umwandte, am Bett vorbeiging und mir mit Gesten bedeutete, ihm zu folgen.

Neben dem Bett stand eine Wiege, hastig improvisiert aus einem längs durchgeschnittenen Faß und Stroh, über das ein zerschlissener Kissenbezug gestreift war. Temples deutete hinein, wartete

ungeduldig, bis ich näher getreten war und legte die Hand auf das Laken, mit dem das Kind zugedeckt war.

»Mein Sohn«, sagte er.

Ich beugte mich über die Wiege, betrachtete den schlafenden Knaben eine Weile und sah dann wieder zu Temples auf. »Ein hübsches Kind«, sagte ich, und die Worte waren wirklich ehrlich gemeint. Ich habe eine Menge neugeborener Kinder gesehen in meinem Leben, und die meisten waren häßlich wie die Nacht. Temples Sohn war es nicht; im Gegenteil.

»Meinen Glückwunsch«, fügte ich hinzu. »Ein so hübsches Kind sieht man selten. Sie können stolz darauf sein.«

»Finden Sie?« fragte Temples. Dann zog er das Bettlaken mit einem Ruck herunter.

Darunter war das Kind nackt.

Und als ich seinen Körper sah, wurde mir übel.

* * *

»Hier – nehmen Sie.« Die alte Frau drückte mir einen Becher mit heißem, dampfendem Kaffee in die Hand. Mit zitternden Händen führte ich ihn an die Lippen, trank mit raschen, fast gierigen Zügen und schmeckte den Rum, den sie hineingegossen hatte.

»Es tut mir leid«, sagte sie und setzte sich mir gegenüber. »Aber ich hielt es für besser, wenn Sie mit eigenen Augen sehen, was hier geschehen ist.«

»Warum redest du noch mit ihm, Ayres?« schnappte Temples. Sein Gesicht war bleich, und auf seiner Stirn glänzte Schweiß. Ihn hatte der Anblick des Säuglings ebenso getroffen wie mich.

Ayres schüttelte den Kopf, faltete die Hände auf der Tischplatte und sah Temples fast mitleidig an. »Du bist ein Narr, Lowry«, sagte sie. »Dieser Mann ist nicht Roderick Andara, begreifst du das nicht?«

»Er ist sein Sohn«, antwortete Temples stur. »Das macht keinen Unterschied.«

Ich sah auf, versuchte vergeblich, seinem Blick standzuhalten und sah

betreten an ihm vorbei auf die geschlossene Tür zur Schlafkammer. »Es… es tut mir leid, Mister Temples«, sagte ich leise. »Ich weiß nicht, was hier geschehen ist, aber Sie haben mein volles Mitgefühl.«

Als ich die Reaktion auf meine Worte sah, hätte ich mich am liebsten selbst geohrfeigt. Temples Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse des Hasses. Ganz gleich, ob er mir glaubte oder nicht – diese bedauernswerte Kreatur dort drinnen war sein Sohn! Meine Worte mußten wie grausamer Hohn in seinen Ohren klingen.

»Was bedeutet das alles?« fragte ich, nun wieder an Ayres gewandt.

Die alte Frau sah mich einen Herzschlag lang mit undeutbarem Blick an, ehe sie antwortete. Es war absurd – von allen hier war sie die einzige, die mich bisher nicht als Feind behandelt hatte. Sie hatte mich im Gegenteil sogar in Schutz genommen, und wahrscheinlich hatte ich es einzig ihr zu verdanken, daß ich überhaupt noch lebte. Und trotzdem wurde das Gefühl der Bedrohung, das ich bei ihrem Anblick empfand, mit jeder Sekunde stärker.

»Was Sie hier sehen, Mister Craven«, sagte Ayres, »ist das Werk Ihres Vaters. Der Fluch, den er auf die Bewohner dieser Ortschaft legte und der sie seit zweihundert Jahren verfolgt.«

»Sie meinen, dieses… dieses Kind ist nicht das erste?« fragte ich stockend, obwohl ich die Antwort längst wußte.

Temples lachte schrill, aber Ayres brachte ihn mit einem scharfen Blick zum Verstummen. »Nein«, sagte sie. »Sehen Sie sich doch um. Sehen Sie sich Lowry an, oder Curd, oder« – sie zögerte unmerklich, hob dann mit einem Ruck die Hand und deutete auf den Wolfmann – »oder Wulf. Alle anderen hier. Sie haben sie gesehen, als Sie im Gasthaus waren.«

Ich nickte, brachte aber keinen Ton hervor. In meiner Kehle saß plötzlich ein würgender, bitterer Kloß. O ja – ich hatte sie gesehen. Und plötzlich verstand ich ihren Haß.

»Aber wieso?« murmelte ich schließlich. »Was ist geschehen? Warum sollte er so etwas tun?«

»Nicht sollte«, unterbrach mich Ayres, und mit einem Male klang ihre Stimme ganz kalt. »Er hat es getan, Mister Craven. Er kam hierher, eines Morgens im Jahre 1694, als er auf dem Wege nach Arkham war. Er wurde verfolgt. Von Menschen, deren Namen wir nicht kennen und über die wir nichts wissen; außer, daß sie Hexer wie Andara waren,

vielleicht noch mächtiger als er. Er kam zu uns und suchte Unterschlupf und ein Versteck, und die Leute hier gewährten ihm beides. Aber seine Feinde entdeckten ihn bald, und es kam zum Kampf. Viele Bewohner von Innsmouth wurden getötet, und schließlich mußte Andara fliehen. Aber bevor er ging, sprach er einen Fluch aus, denn er glaubte, von uns verraten worden zu sein.« Sie schwieg. Ihr Gesicht zuckte, als bereite es ihr körperliche Schmerzen, über die Vergangenheit zu reden, und ich sah, wie sich ihre dürren Hände fest um die Tischplatte krampften.

»Wir haben ihn nicht verraten, Mister Craven«, fuhr sie schließlich fort. »Niemand hier. Die Menschen, die damals hier lebten, waren einfache Menschen, aber sie waren ehrlich und standen zu ihrem Wort, ihn zu verstecken und ihm zu helfen, selbst, als ihr eigenes Leben dabei in Gefahr geriet.«

Ihre Stimme wurde bitter. »Doch ihre Ehrlichkeit wurde ihnen schlecht gedankt. Andara floh, aber sein Fluch blieb zurück, und seither ist jedes männliche Kind, das in Innsmouth geboren wird, ein Krüppel. Jedes, verstehen Sie? Manche mehr, manche weniger. Manche haben nur eine leichte Behinderung; einen Buckel, einen Klumpfuß oder eine Hasenscharte. Manche sind körperlich normal, aber ohne Hirn, geistlose Idioten, die wie Tiere vor sich hinvegetieren. Andere...« Sie sprach nicht weiter, aber ihr Blick suchte Wulfs Gesicht, und ich spürte einen eisigen, lähmenden Schauer.

»Sie meinen, er... er ist auch...«, stammelte ich.

Ayres nickte. »Er hätte ein Mensch werden sollen, Craven«, sagte sie. »Aber der Fluch Ihres Vaters hat ihn zu einem Ungeheuer gemacht. Nur ich bin in der Lage, mit ihm zu reden und ihn in Schach zu halten. Ich und Curd. Ohne uns wäre er hilflos wie ein Tier. Wenn er Innsmouth verließe, würde man ihn töten.«

»Und das alles hat Andara getan!« fügte Temples gepreßt hinzu. »Und nun sagen Sie noch einmal, daß es Ihnen leid tut, Craven.« Er beugte sich vor, packte mich beim Kragen und schüttelte drohend die Faust vor meinem Gesicht. »Sagen Sie es, und ich schlage Ihnen die Zähne ein!« brüllte er. »Sagen Sie es!«

Ich blickte ihn an, schwieg aber, und ich machte auch keinen Versuch, mich zu wehren oder seine Hand abzustreifen, und nach einer Weile senkte er den Blick, ließ mich los und trat wieder zurück. Ich seufzte, fuhr mir verstört mit den Händen durch das Gesicht und wandte mich wieder an die Alte.

»Ich kann nicht glauben, daß mein Vater so etwas getan haben soll«, sagte ich.

Ayres lachte. »Und doch hat er es getan, Craven. Die Beweise stehen neben Ihnen. Lebende Beweise. Wenn man so etwas leben nennen kann.«

Ich ignorierte den letzten Satz. Ayres war verbittert, wie alle hier, und gegen Bitterkeit läßt sich nicht andiskutieren. »Diese Männer, die meinen Vater verfolgten«, sagte ich leise. »Wer waren sie? Woher sind sie gekommen?«

»Das wissen wir nicht«, antwortete Ayres. »Und es interessiert uns auch nicht. Andara hat uns in seinen Streit hineingezogen, einen Streit, an dem wir keinen Anteil hatten, und Andara war es, der diese Stadt verfluchte. Niemand weiß, wer die Fremden waren.«

Sie log.

Ich habe Lüge und Wahrheit stets voneinander unterscheiden können, so untrüglich, wie ich Schwarz und Weiß zu unterscheiden wußte. Es war ein Teil meines magischen Erbes, immer zu wissen, ob mein Gegenüber die Wahrheit sagte oder log, und in diesem Moment sprang mich die Lüge regelrecht an. Ayres hatte sich vorbildlich in der Gewalt – ich bin selten vorher einem Menschen begegnet, der so perfekt die Unwahrheit zu sagen wußte. Aber sie log.

Trotzdem nickte ich und blickte einen Moment mit gespielter Enttäuschung zu Boden, ehe ich fortfuhr: »Das ist schade. Aber vielleicht geht es auch so.«

»Was geht auch so?« schnappte Temples.

»Ich möchte Ihnen helfen, Lowry«, antwortete ich, so ruhig, wie ich überhaupt konnte. »Ich weiß nicht, was hier geschehen ist vor zweihundert Jahren. Aber ich werde Ihnen helfen. Ich werde es zumindest versuchen.«

»Sie werden überhaupt nichts«, zischte Temples. »Sie werden sterben, Craven.«

Ich tat so, als hätte ich seine Worte gar nicht gehört. »Hören Sie mir zu, Temples«, sagte ich. »Ich verstehe, was in Ihnen vorgeht, und es tut mir unendlich leid. Aber der Schmerz darf Sie nicht blind machen! Ich bin der Erbe Roderick Andaras, vergessen Sie das nicht, und ich besitze die gleiche magische Macht wie er. Vielleicht kann ich

rückgängig machen, was hier geschehen ist.«

»Das ist ein Trick!« behauptete Temples. »Sie suchen nur eine Möglichkeit, uns zu übertölpeln.« Er schüttelte grimmig den Kopf. »Nein, Craven. Ich habe geschworen, Sie zu töten, und ich werde es tun. Sie werden dafür bezahlen, was meinem Sohn geschehen ist. Und denen der anderen.«

»Und denen, die nach ihnen geboren werden?« fragte ich leise. »Wollen Sie, daß der Fluch weiter wirkt? Daß Generation um Generation Kinder wie das Ihre geboren werden? Bitte, Lowry – ich meine es ehrlich. Ich kann Ihnen nichts versprechen, aber vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

»Unsinn«, fauchte Temples.

Aber diesmal war es der Riese, der mir unerwartet zu Hilfe kam. »Warum gibst du ihm nicht die Chance?« fragte er.

Temples fuhr mit einem wütenden Zischen herum. »Wer hat dich um deine Meinung gefragt, Curd?« schnappte er. »Es ist mir egal, ob er schuldig ist oder nicht! Mein Sohn ist auch unschuldig, und niemand hat ihn danach gefragt!«

Ayres seufzte. »Du bist ein Narr, Lowry. Vielleicht verschenkst du die einzige Chance, die diese Stadt noch hat.« Ihre Stimme wurde fast beschwörend. »Er ist ein Magier, Lowry. Er könnte den Fluch brechen. Laß ihn zur Höhle gehen. Vielleicht gelingt es ihm.«

»Vielleicht findet er auch eine Möglichkeit zur Flucht«, zischte Lowry. »Oder denkt sich noch eine noch größere Teufelei aus. Nein! Er ist eine Bestie, ebenso wie sein Vater!«

»Er ist harmlos, solange Wulf und ich bei ihm sind«, sagte Ayres.

»Wir haben ein Abkommen«, beharrte Temples. »Du hast mir seinen Tod versprochen! Ich verlange, daß du dein Wort hältst.«

Ayres seufzte und sah mich beinahe bedauernd an. »Es tut mir leid, Mister Craven«, sagte sie. »Ich habe es versucht.«

»Genug geredet«, unterbrach sie Temples. »Ich habe getan, was du wolltest, Ayres, und ich werde den Preis bezahlen, den du verlangt hast – aber jetzt verlange ich, daß du dein Wort hältst. Töte ihn!«

Die alte Frau seufzte, stand ganz langsam auf und gab dem Riesen

einen Wink mit der Hand. Curd beugte sich über mich, riß mich wie eine Puppe in die Höhe und packte mich mit einer Hand beim Gürtel, während seine andere Pranke meinen Nacken umklammerte.

»Was... was haben Sie vor?« stammelte ich. »Sie werden doch nicht auf diesen Verrückten hören, Ayres?«

»Ich tue es ungern, Craven«, antwortete sie. »Aber versprochen ist versprochen, das müssen Sie einsehen.« Damit kam sie noch näher, lächelte beinahe freundlich und gab Curd einen befehlenden Wink. »Brich ihm das Genick«, sagte sie.

* * *

Sie waren nur noch zu viert: DeVries selbst, zwei seiner Krieger, die das Gemetzel relativ leicht verwundet überstanden hatten; dazu ein Schwerverletzter, den die beiden Männer zwischen sich trugen und der sterben würde. Es war dunkel geworden, aber über dem Hof der Drachenburg lag ein unheimlich flackernder, grauer Schein wie leuchtende Dämmerung. Das Geräusch des Windes, der sich hoch über ihnen an den Drachenzähnen brach, die die Zinnen der Wehrmauer bildeten, klang wie meckerndes Hohngelächter in DeVries' Ohren.

Das Burgtor stand offen, aber irgend etwas sagte ihm, daß sie es nicht würden durchschreiten können. In der Dunkelheit, die wie eine schwarze Wand dahinter lastete, lauerte etwas Böses, Feindliches, das spürte er.

Von den beiden Männern, die er geschickt hatte, um das Tor zu öffnen und die Wachen zu überwältigen, war keine Spur zu sehen. Nur auf dem Boden, direkt neben dem Tor, lag ein zerbrochenes Schwert, daneben ein blutgetränkter Stoffetzen.

DeVries bedeutete den beiden Kriegern mit Gesten, zurückzubleiben, huschte geduckt über den gepflasterten Hof und blieb schweratmend im Schatten der Burgmauer stehen. Jenseits des Tores hatte die Nacht Einzug gehalten, und die zerschrundenen Felsen und Steine, die das steil abfallende Gelände vor der Burg bedeckten, wirkten wie schweigende Krieger, die nur auf ihn und seine Männer warteten.

DeVries richtete sich ein wenig auf und griff mit zitternden Fingern nach seinem Schwert. Er war erschöpft, und seine Gedanken begannen abzuschweifen. Die Schwäche beeinträchtigte sein Denkvermögen, so wie der unheimliche Atem dieser Hexenburg seine eigenen, magischen

Kräfte lahmte. Er erinnerte sich kaum, wie sie das Hauptgebäude verlassen hatten. Der Krieger, den er erschlagen hatte, war nicht der einzige gewesen. Die Illusion war wie eine Seifenblase zerplatzt, und DeVries' Männer hatten plötzlich feststellen müssen, das sie ihre eigenen Kameraden niedergemacht hatten; so wie diese ihrerseits geglaubt hatten, gegen Knochenmänner zu kämpfen. Es war nichts als Illusion gewesen, eine grausame, perfekte Täuschung, die sie dazu gebracht hatte, sich gegenseitig zu töten.

Eine eisige, hilflose Wut machte sich in DeVries breit, als er daran dachte, daß nicht einer von Necrons Männern gefallen war. Der alte Hexenmeister hatte in aller Ruhe zugesehen, wie sich seine Krieger gegenseitig abgeschlachtet hatten. Und wahrscheinlich war er selbst jetzt irgendwo hier in der Nähe und beobachtete ihn, während er bereits eine neue Teufelei ausheckte...

DeVries trat mit einem entschlossenen Schritt aus dem Schatten der Burgmauer heraus und hob die Hand mit dem Schwert.

»Necron!« brüllte er. »Wo bist du? Zeige dich, du verdammter Teufel!«

Seine Worte echoten unheimlich in der Stille des Hofes, aber die einzige Antwort, die er bekam, war das Wimmern des Sturmes.

»Necron!« schrie DeVries mit überschnappender Stimme. »Zeige dich! Komm her und stell dich zum Kampf, wie es sich für einen Mann gehört! Du verdammter Feigling!«

Ein leises, mißtönendes Lachen antwortete ihm. DeVries fuhr mit einem zornigen Knurren herum – und erstarrte.

Der alte Magier stand hinter ihm, einen metallenen Stab mit einem Drachenkopf in den dürren Händen. Er war nicht allein. Vier Männer in schwarzen, sackähnlichen Gewändern hatten rechts und links von ihm Aufstellung genommen. Sie trugen Bögen in den Händen. Gespannte Bögen. Und die Pfeilspitzen deuteten genau auf DeVries' Brust.

»Du verdammter Feigling!« keuchte DeVries. »Reicht es dir noch nicht, daß sich meine Männer gegenseitig getötet haben?«

Necron lächelte dünn. »Ihr ereifert Euch unnütz, DeVries«, sagte er spöttisch. »Es ist keine Frage von Mut und Feigheit, wenn ein alter Mann wie ich nicht gegen einen Krieger wie Euch zu kämpfen gewillt ist, DeVries«, fuhr er fort. »Ihr tätet es auch nicht im umgekehrten Falle, oder?«

DeVries starrte ihn an. »Du… du verdammter Mörder«, zischte er. »Du –«

In Necrons Augen blitzte es zornig auf. »Ihr vergreift Euch im Ton, Mijnheer DeVries«, sagte er scharf. »Darf ich Euch daran erinnern, daß Ihr es war, der den Frieden dieses Hauses gebrochen hat? Ihr seid mit Waffen in mein Gemach eingedrungen, und Eure Männer waren es, die die Torwächter ermordeten. Was verlangt Ihr? Daß ich mit den Achseln zucke und Eure Entschuldigung annehme?«

DeVries schluckte schwer. Ein bitterer Geschmack breitete sich auf seiner Zunge aus. Wenn er nur über seine magischen Kräfte gebieten könnte! Er würde diesen alten Mann zerquetschen wie ein Insekt. Aber er fühlte sich leer und ausgebrannt. Der Teil seiner geistigen Kraft, der über die Mächte der Magie und Zauberei gebot, war erloschen, im gleichen Moment, in dem er das Tor der Drachenburg durchschnitten hatte.

»Dann tötet mich«, sagte er hart. »Ihr könnt mich umbringen, Necron, mich und meine Männer. Aber nach mir werden andere kommen und Euch vernichten.«

Necron lächelte kalt. »Das mag sein, DeVries«, sagte er leichthin. »Ich kenne die Macht und Größe Eurer Bruderschaft. Aber ich glaube nicht, daß irgend jemand Euren Tod rächen würde. Ihr seid mit einer Botschaft des Friedens zu mir gesandt worden, DeVries, und Ihr habt sie verraten und statt dessen das Schwert gegen mich und die Meinen erhoben. Nein – die Interessen Eurer Auftraggeber und die meinen sind sich zu gleich. Sie würden wegen eines Narren wie Euch keinen Krieg mit mir beginnen.« Er lachte leise. »Aber warum sollte ich Euch töten, DeVries? Ihr seid geschlagen. Ihr seid keine Gefahr mehr.«

»Ihr… Ihr laßt mich gehen?« fragte DeVries ungläubig.

Necron nickte und deutete auf das offenstehende Tor. »Geht«, sagte er. »Nehmt den kümmerlichen Rest Eurer Armee und geht. Aber ich warne Euch – selbst meine Langmut hat Grenzen. Setzt Ihr noch einen Fuß auf mein Gebiet, werde ich keine Gnade mehr walten lassen. Wenn wir uns das nächste Mal sehen, DeVries, töte ich Euch.«

* * *

»Es tut mir leid«, sagte ich leise. »Ich wollte nicht, daß es so weit kommt, Temples.« Ich schüttelte bedauernd den Kopf, streifte Curds

Hände ab und trat Temples und der alten Frau einen Schritt entgegen.

Temples Augen weiteten sich ungläubig.

»Was... bedeutet das?« keuchte er. »Curd, was... was tust du?«

»Du hättest auf ihn hören sollen, Lowry«, sagte Ayres leise. Sie wirkte wie jemand, der genau das erlebt, worauf er schon lange wartete. »Er wollte dir eine Chance geben.«

»Mir? Aber wieso... was... warum läßt Curd...« stammelte Temples. Dann begriff er, und der Schrecken in seinen Augen machte plötzlichem Erkennen Platz.

»Sie haben das gewollt«, keuchte er. »Sie... Sie haben sich absichtlich gefangennehmen lassen, Craven!«

Ich nickte. »Ja. Ich habe gehofft, Sie zur Vernunft bringen zu können, Lowry. Ich mußte wissen, was hier vorgeht.« Curd stand wie gelähmt hinter mir. Er hatte nicht einmal gemerkt, wie ich seinen Willen ausgeschaltet und mir Untertan gemacht hatte.

»Ich nehme es Ihnen nicht übel, Lowry«, fuhr ich fort. »Nicht nach dem, was ich gesehen habe.«

»Sie Teufel!« stöhnte Temples. »Sie... Sie verdammtes Ungeheuer. Sie sind genau wie Ihr Vater, Craven. Sie sind –«

»Ich werde Ihnen trotzdem helfen, Lowry«, unterbrach ich. »Jedenfalls werde ich es versuchen.«

Aber Temples schien meine Worte gar nicht zu hören. In seinen weit aufgerissenen, starren Augen glaubte ich Wahnsinn flackern zu sehen. Plötzlich schrie er auf, krümmte sich wie unter einem Hieb – und fuhr mit einer unglaublich schnellen Bewegung herum. »Wulf!« brüllte er. »Pack ihn!«

Curd und der Wolfmann reagierten im gleichen Augenblick, aber der Riese war um eine Winzigkeit schneller. Wulf stieß ein tierisches Geheul aus und stürzte mit drohend vorgereckten Klauen auf mich zu, aber Curd ergriff ihn wie ein Spielzeug beim Kragen, riß ihn mitten in der Bewegung herum und hob ihn ohne sichtliche Anstrengung vom Boden hoch. Er bemühte sich, ihm nicht weh zu tun, aber seine riesigen Hände fesselten Wulfs Arme wie Stahlseile an den Körper.

»Geben Sie auf, Lowry« sagte ich. »Ich will Sie nicht auch noch

zwingen müssen. Glauben Sie mir – es ist nicht schön, nicht mehr Herr seines eigenen Willens zu sein.«

Temples Augen schienen vor Haß zu brennen. »Niemals!« keuchte er. »Sie kriegen mich nicht. Eher bringe ich mich um.«

»Das ist nicht nötig Lowry«, sagte Ayres leise.

In ihrer Stimme war ein Klang, der mich für einen Moment erstarren ließ. Sie sprach noch immer ruhig, beinahe freundlich, aber das vage Gefühl von Bedrohung, das ich die ganze Zeit über verspürt zu haben glaubte, steigerte sich plötzlich zu einem schrillen Alarmläuten.

Mit einer abrupten Bewegung fuhr ich herum, starrte sie an – und prallte mit einem Aufschrei zurück.

Die alte Frau hatte sich vollkommen verändert. Ihr Gesicht, das noch vor Augenblicken eine Maske aus Runzeln und tief eingegrabenen Falten gewesen war, begann sich zu glätten, als liefe die Zeit auf bizarre Weise rückwärts. Innerhalb von Sekunden wandelte sie sich von einer hundertjährigen Greisin in eine dunkelhaarige, schlanke Frau.

Aber die Veränderung ging weiter. Plötzlich begann sich ihr Gesicht zu verzerren, wurde zu einer Grimasse mit flammenden Dämonenaugen und gebogenen, blutig schimmernden Reißzähnen; die Hände krümmten sich zu Krallen, und über ihre plötzlich gesprungenen Lippen kam ein gräßliches Hohngelächter.

»Genug des bösen Spieles, Craven«, kicherte sie. »Ich hoffe, Sie haben Ihren Spaß gehabt. Aber jetzt ist meine Geduld erschöpft.«

Ich sah aus den Augenwinkeln, wie Curd den Wolfmann losließ und hinter mich trat, versuchte verzweifelt, ihn zum Stehenbleiben zu zwingen und spürte, wie meine Kräfte gegen eine unsichtbare Mauer prallten.

»Das ist sinnlos, Craven«, kicherte Ayres – oder das, in was sich die Alte verwandelt hatte. »Deine Kräfte sind den meinen nicht gewachsen.« Ihr Gesicht war vollends zu einer Teufelsfratze geworden, und als ich ihrem Blick begegnete, hatte ich das Gefühl, direkt in die Hölle zu blicken.

»Du bist nicht der einzige, der sich aufs Lügen versteht«, kicherte sie. »Ich hätte dich vom ersten Moment an überwältigen können. Aber ich wollte wissen, wie groß deine Kräfte sind.« Sie kicherte. »Nicht groß

genug, scheint mir. Ich muß gestehen, ich bin enttäuscht. Vom Sohn Roderick Andaras habe ich mehr erwartet. Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr. Curd!«

Wieder griff der Gigant mit beiden Händen zu. Seine Pranken legten sich um meinen Hals und schnürten mir die Luft ab; gleichzeitig begann er meinen Kopf nach vorne zu drücken. Ich bäumte mich auf, trat um mich und hämmerte ihm verzweifelt den Ellbogen in den Leib, aber der Druck seiner Pranken verstärkte sich im Gegenteil noch; ein scharfer, immer schlimmer werdender Schmerz tobte durch mein Rückgrat.

Dann geschah alles gleichzeitig. Ein fürchterlicher, splitternder Laut erscholl, der Schmerz in meinem Nacken explodierte, und plötzlich lösten sich Curds Hände, und ich fiel halb betäubt zu Boden.

Sekundenlang blieb ich auf Händen und Knien hocken, versuchte die dunklen Schwaden fortzutreiben, die meine Gedanken zu vernebeln trachteten. Dumpfe, polternde Geräusche drangen an mein Ohr, ich sah Schatten, ohne sie in Beziehung zu den Lauten bringen zu können, und ein sanftes Gefühl der Verwunderung machte sich in mir breit, noch am Leben zu sein.

Dann traf mich ein Stoß in die Rippen, und der neuerliche, stechende Schmerz schleuderte mich abrupt in die Wirklichkeit zurück. Die Haustür war von einem ungeheuren Schlag halb aus den Angeln gerissen und nach innen geschleudert worden. Helles Tageslicht drang in den kleinen Raum und ließ mich blinzeln.

Und unter der Öffnung waren zwei Gestalten erschienen. Sie waren nicht mehr als bloße Schatten gegen den grellen Hintergrund, und trotzdem erkannte ich zumindest einen von ihnen.

Es war Rowlf. Und als die beiden Männer nebeneinander ins Haus traten, erkannte ich auch den anderen.

»Shannon!« keuchte ich. »Wo... wie kommst du hierher?« Natürlich antwortete Shannon nicht; ich bezweifelte sogar, daß er meine Worte überhaupt hörte, denn auch Curd und der Wolfmann hatten mittlerweile ihre Überraschung überwunden und wandten sich den beiden Neuankömmlingen zu. Hinter mir zog Temples ein Klappmesser aus der Jacke und ließ die Klinge herausspringen.

Ich wartete, bis er an mir vorbeikam, streckte blitzschnell den Fuß aus und trat ihm mit dem anderen in die Kniekehle. Temples keuchte überrascht, ruderte einen Moment hilflos mit den Armen und fiel nach

vorne. Das Klappmesser entglitt seinen Händen und flog klappernd davon. Ich versetzte ihm einen Schlag und fing ihn auf, als er halb bewußtlos zur Seite kippte.

Als ich mich aufrichtete, hatten Curd und sein schrecklicher tierischer Begleiter die Tür erreicht. Ich sah, wie sich Shannon auf den Riesen stürzen wollte, aber Rowlf hielt ihn mit einem raschen Griff zurück, schüttelte den Kopf und hob kampflustig die Fäuste.

»Nimm den anderen«, nuschelte er. »Den Großen laß mir; der Knirps is nich so gefährlich.«

In diesem Punkt mochte er sich durchaus täuschen, aber Shannon blieb keine Zeit mehr, zu protestieren, denn in diesem Moment sprang Wulf bereits vor und hieb mit seinen schrecklichen sechsfingrigen Krallen nach seinem Gesicht.

Eine halbe Sekunde später stürzte sich sein Begleiter auf Rowlf.

Unter anderen Umständen hätte mich der Kampf vielleicht sogar fasziniert, denn Curd schien selbst für Rowlf ein würdiger Gegner zu sein.

Aber jetzt hatte ich nur Angst. Ich spürte, daß sich etwas Fremdes, Finsteres wie eine unsichtbare Wolke über unseren Köpfen zusammenballte. Der Atem des Bösen, der seit zweihundert Jahren über Innsmouth herrschte und jetzt zu einem letzten Hieb ausholte und... Ayres!

Ich schrie auf, als ich begriff, daß ich bei allem die Hexe total vergessen hatte, wirbelte herum – die Stelle, an der die Alte gestanden hatte, war leer. Die Hexe war verschwunden.

Hinter mir erscholl ein dumpfer Schlag, gefolgt von einem wimmernden Heulen. Als ich wieder herumfuhr, sah ich, wie Shannon und der Wolfmann aneinandergeklammert über den Fußboden rollten. Shannon hieb mit aller Kraft auf die halbtierische Kreatur ein, aber Wulf schien die Hiebe gar nicht zu spüren. Immer wieder schnappte sein Raubtiergebiß nach der Kehle des jungen Magiers. Shannons Gesicht war blutüberströmt.

Ich erwachte endlich aus meiner Erstarrung, sprang mit einem raschen Satz über den bewußtlosen Temples hinweg und schlug Wulf die Faust in den Nacken. Der Wolfmann heulte auf. Der Griff, mit dem er sich an Shannon festgeklammert hatte, lockerte sich für einen Moment – und der junge Magier nutzte diese Chance sofort!

Blitzschnell sprengte er Wulfs Umklammerung ganz, stieß den Wolfmann von sich und versetzte ihm einen Kinnhaken. Die bedauernswerte Kreatur verdrehte die Augen, sackte nach hinten und verlor mit einem seufzenden Laut das Bewußtsein.

Rasch drehte ich mich herum, um auch Rowlf beizuspringen, aber das erwies sich nicht mehr als nötig; sein Gegner lag bereits am Boden. Ich tauschte einen raschen, fragenden Blick mit Rowlf, und er deutete ihn richtig und schüttelte fast unmerklich den Kopf. Shannon wußte also noch immer nicht, wer ich wirklich war. Im Moment schien mir auch nicht unbedingt der richtige Zeitpunkt, mich ihm zu erkennen zu geben.

Shannon wirkte benommen, als ich ihm auf die Füße half. »Danke, Jeff«, murmelte er. »Das war… in letzter Minute.« Er stöhnte, wischte sich mit dem Handrücken das Blut aus dem Gesicht und sah verwirrt auf den reglosen Wolfmann hinunter.

»Was ist das für eine Kreatur?« murmelte er verstört.

»Das erkläre ich dir später«, antwortete ich. »Wo kommt ihr her? Jetzt müssen wir Ayres finden.«

»Ayres?«

»Die Frau, die hier war, als –« Ich sprach nicht weiter, als ich den fragenden Ausdruck in seinen Augen sah.

»Ihr habt… niemanden gesehen?«

»Keinen Menschen nich«, bestätigte Rowlf. »Schon gar keine alte Frau – nur die drei Typen da. Wo is Howard?«

»In einem Haus am anderen Ende des Dorfes«, antwortete ich ungeduldig. »Wir holen ihn später.« Ich kniete neben Temples nieder. Er war noch immer ohne Bewußtsein, schlug aber die Augen auf, als ich seinen Kopf anhob und nach einem bestimmten Nervenknoten in seinem Nacken tastete. Ich wußte, daß die Berührung ihm sehr weh tun mußte, aber das mußte ich in Kauf nehmen. Es war gut möglich, daß nicht nur sein Leben davon abhing, daß wir die vermeintliche Alte fanden.

Temples Blick flackerte, als er mich erkannte. Sein Mund öffnete sich, aber ich kam ihm zuvor, bannte seinen Blick und hinderte ihn mit aller Macht daran, von sich aus zu reden – oder gar meinen Namen auszusprechen.

»Hören Sie zu, Lowry«, sagte ich hastig. »Wir müssen Ayres finden. Ich glaube, daß die alte Frau ganz genau weiß, was hier vorgeht. Wo ist sie? Lebt sie hier in Innsmouth?«

Temples Lippen begannen zu zittern. Schweiß erschien auf seiner Stirn, und sein Adamsapfel begann wie wild auf und ab zu hüpfen, als er verzweifelt versuchte, zu antworten. Aber alles, was er herausbekam, war eine Folge unverständlicher, würgender Töne.

Es ging ganz schnell. Wieder hatte ich das Gefühl, nicht allein zu sein, sondern die Anwesenheit eines fremden, unglaublich bösen Bewußtseins zu spüren – und plötzlich bäumte sich Temples auf, stieß einen gellenden, abgehackten Schrei aus, und starb.

»Was is los?« keuchte Rowlf erschrocken.

Langsam ließ ich Temples erschlafften Körper zu Boden sinken, stand auf und wandte mich um. »Er ist tot«, sagte ich verwirrt. »Ich verstehe das nicht. Er –«

»– wurde umgebracht«, führte Shannon den Satz zu Ende.

Ich starrte ihn an. »Umgebracht?« wiederholte ich. »Wie kommst du darauf?«

Shannon schluckte nervös. Auf seiner Stirn perlte Schweiß, und seine Hände zitterten. Langsam hob er den Arm, trat auf mich zu und berührte meine rechte Hand.

Es war wie ein Blitz; unerwartet und grell und schmerzhaft und so warnungslos, daß ich instinktiv zurückprallte und versuchte, mich Shannons Griff zu entziehen. Aber seine Hand hielt meine Finger fest.

Ich sah Bilder.

Im ersten Moment glaubte ich, in einer vollkommen fremden Umgebung zu sein, einer Welt, die mit der realen nichts zu tun hatte, aber dann begriff ich, daß ich wieder in dem kleinen Haus in Innsmouth war.

Aber ich sah es jetzt durch Shannons Augen!

Es gab keine Farben mehr, nur noch Schwarz und Weiß und alle nur denkbaren Schattierungen dazwischen, und auch sie waren verdreht. Was dunkel sein mußte, war hell, und umgedreht. Die flackernde Kerze auf dem Kaminsims verströmte Dunkelheit, und Shannons und

Rowlfs Gestalten hoben sich als helle Umrisse vor dem schwarzen Rechteck der Tür ab.

Aber ich sah nicht nur ihre beiden Schatten.

Über unseren Köpfen, scheinbar schwerelos und eine Handbreit unter der nackten Holzdecke, schwebte ein Gespinst dünner, weißleuchtender Fäden. Auf den ersten Blick schien es sinnlos ineinander verstrickt und verknotet, und doch bildete es ein kunstvolles Muster wie ein unendlich kompliziertes Spinnennetz.

Das Gespinst bewegte sich. Überall dort, wo sich die Fäden berührten und kreuzten, pulsierten winzige, strahlend helle Lichtpunkte wie Sterne, und die dünnen Fäden selbst schienen sich in einem unfühlbaren Wind zu wiegen und sanft hin und her zu schwingen.

Und aus seiner Mitte wuchs ein schlauchförmiger Ausläufer in die Tiefe und verschmolz mit Temples Nacken...

»Mein Gott!« flüsterte ich. »Was ist das?«

Temples antwortete nicht. Statt dessen deutete er auf die Tür am anderen Ende des Raumes. Das Gespinst setzte sich auch dort fort, und ein dünner, pulsierender Teil des gewaltigen grauen Netzes wuchs durch die geschlossene Tür hindurch und verschwand im Nebenzimmer.

Ich wußte, was ich sehen würde. Trotzdem begann mein Herz wie rasend zu hämmern, als ich, Shannons Hand fest umklammert, den Raum durchquerte und die Tür aufstieß.

Temples Frau schlief noch immer, aber aus der Wiege neben dem Bett drangen kleine, meckernde Laute, die das Neugeborene ausstieß.

Widerstrebend beugte ich mich über die Wiege und starrte aus schreckgeweiteten Augen auf den silbernen, noch dünnen Faden, der sich wie ein tastender Finger aus dem Gespinst unter der Decke herabsenkte und seinen Nacken berührte.

Mit einem Ruck löste ich meine Hand aus der Shannons, fuhr herum und stürmte aus dem Zimmer. Die bizarre Vision erlosch. Plötzlich war der Raum wieder normal und vertraut, aber ich glaubte, das grauenhafte Gespinst noch immer zu sehen.

Shannon folgte mir, aber als ich mich herumdrehte und ihn ansah, war sein Blick leer. Seine Finger zuckten unkontrolliert, und seine

Lippen bewegten sich unablässig, ohne daß er auch nur den geringsten Laut hervorbrachte.

»Was is'n mit dem los?« fragte Rowlf. Auch ihm fiel Shannons sonderbares Verhalten auf, aber anders als ich hatte er das Ding nicht gesehen, das mit uns unsichtbar im Raum war.

Ich berührte Shannon am Arm und zwang ihn, mich anzusehen. »Shannon!« sagte ich laut. »Was ist mit dir? Rede!«

»Der Seelenfresser«, murmelte er. Die Worte schienen kaum mir zu gelten; er wirkte noch immer benommen. Nein – nicht benommen – erschüttert – so tief erschüttert, wie ich selten zuvor einen Menschen erlebt hatte. »Er... er ist es, Jeff. Ich täusche mich nicht.«

»Wer ist was?« fragte ich betont.

Shannon starrte mich aus geweiteten Augen an. »Die... die Menschen hier«, stammelte er. »Sie sind alle so, nicht?« Plötzlich fuhr er herum, sprang mit einem Satz auf den bewußtlosen Wolfmann zu und erstarrte. Er sagte kein Wort, aber ich wußte, was er sah: ein Bündel glänzender, pulsierender Spinnfäden, die mit dem Nacken des bedauernswerten Geschöpfes verschmolzen, ebenso wie mit dem Curds, Lowrys – und zahlloser anderer. Jedes männlichen Einwohners von Innsmouth.

»Nein«, stammelte er. »Nicht... nicht das. Nicht...«

Ich streckte die Hand nach ihm aus, führte die Bewegung aber nicht zu Ende, sondern starrte ihn nur mit wachsender Verwirrung an. »Was ist los, Shannon?« fragte ich. »Was hast du?«

»Er hat endlich erkannt, daß sie ihn belogen haben, Robert«, sagte eine Stimme hinter mir. Eine Stimme, die ich kannte.

Die Stimme meines Vaters!

Er stand hinter mir, eine dunkle, halb transparente Gestalt wie ein Schatten; groß, schlank und mit einem sanften Odem von Düsternis und Trauer umgeben wie immer, wenn er aus dem Reich der Toten zu mir sprach.

Aber nicht nur ich hatte seine Stimme gehört; auch Shannon war aus seiner Erstarrung erwacht und herumgefahren. Seine Augen weiteten sich, als er den dunkelhaarigen Mann mit der weißen Strähne im Haar erblickte.

Der gleichen Strähne, die auch ich hatte, wenn ich mir die Farbe aus dem Haar wusch.

»Robert?« flüsterte er ungläubig. Sein Blick flackerte. Für einen Moment starrte er mich an, mit einem Ausdruck solchen Entsetzens, daß ich instinktiv einen Schritt zurückwich.

»Robert?« wiederholte er. »Soll das heißen, du...«

»Ich bin nicht der, den du töten solltest, Shannon«, sagte Andara sanft. Sein Blick war ernst, aber die Härte, mit der er Shannon am Tage zuvor betrachtet hatte, war daraus verschwunden. Vor vierundzwanzig Stunden hatte er Shannon töten wollen, aber jetzt war alles, was ich in seinen Augen las, ein tiefes, ehrliches Bedauern. »Ich habe dir gesagt, daß du hierherkommen sollst, um die Wahrheit zu erfahren«, fuhr er fort.

Shannon atmete hörbar ein. Seine Stimme zitterte so stark, als kämpfe er mit aller Macht dagegen an, nicht loszuschreien. »Sie sind... Andara«, sagte er. »Roderick Andara. Der... der Magier.«

»Ja, Shannon«, sagte ich anstelle Andaras. »Dieser Mann ist mein Vater. Du hast den falschen verfolgt. Ich bin Robert Craven.«

* * *

Der Ort lag wie ausgestorben vor uns, als wir das Haus verließen. Ein kalter Wind ließ Staub und trockene Blätter tanzen. Nirgends rührte sich auch nur die geringste Spur von Leben; selbst die Häuser wirkten tot.

Und über dem Ort schwebte das Netz.

Shannon hatte wieder meine rechte Hand berührt, und ich sah durch seine Augen. Und ich spürte einen ganz schwachen Hauch des Entsetzens, das den jungen Magier beim Anblick dieses bizarren pulsierenden Gespinstes ergriffen hatte.

Wie hatte er es genannt? Den Seelenfresser? Der Klang dieses Wortes allein reichte aus, mir einen eisigen Schauer über den Rücken zu jagen.

Das Netz schwebte wie eine grausilberne, leuchtende Wolke über den Dächern der Stadt, schwerelos und scheinbar unberührt von den Böen,

mit denen der Wind den Staub durch die Straßen jagte. An zahllosen Stellen senkten sich schlanke, schlauchartige Gebilde aus der pulsierenden Wolke herab und verschmolzen mit den Häusern, um sich in ihrem Innern wieder aufzuspalten und mit unsichtbaren Armen nach den Menschen zu tasten, die sie bewohnten. »Dort!«

Shannons Hand deutete nach Osten, zum entgegengesetzten Ortsrand. Das Gespinst verdichtete sich dort, und das Leuchten der grausilbernen Masse flammte wie ein Ball aus unheiligem bösem Licht. Unter seinem Zentrum befand sich ein kleines, einzeln stehendes Haus, durch tausende pulsierender, zuckender Lichtfäden mit der brodelnden Wolke über Innsmouth verbunden. Was immer dieses Gebilde beherrschte und lenkte, mußte in diesem Haus sein.

Langsam gingen wir los. Wir waren allein – Rowlf hatte das Haus vor uns verlassen und war gegangen, um Howard zu befreien, und auch die Geistergestalt meines Vaters war wieder verschwunden, aber erst, nachdem Shannon und er sich lange, endlose Minuten lang angestarrt hatten. Und sie hatten – auf eine Weise, die selbst mir rätselhaft geblieben war – miteinander geredet. Ich wußte nicht, worüber, aber Shannon wirkte wie ein Mann, der innerlich zerbrochen war, als die Gestalt Andaras schließlich in die Schatten zurückkehrte, aus der sie gekommen war. Seither hatte er kaum mehr ein Wort gesprochen.

Der Wind wurde nicht nur scheinbar stärker, als wir uns dem Haus näherten. Die Wolke begann zu brodeln, grelle Lichterscheinungen zuckten durch das bizarre Gebilde aus Licht und gestaltgewordenem Entsetzen. Und mit einem Male kam ein Sturm auf, ein eisiger, brüllender Höllensturm, der wie mit unsichtbaren Händen an unseren Kleidern und Haaren riß. Winzige Lichtbälle lösten sich wie feurige weiße Sterne aus dem Netz, rasten funkensprühend auf uns herab und erloschen, wenige Meter, ehe sie Shannon oder mich erreichen konnten.

Shannon führte mich mit sich wie ein willenloses Kind. Es war allein seine Macht, die uns vor dem Sturm und den flammenden Energiebällen schützte; das ungeheure Potential an Energie, das in diesem so sanft erscheinenden Jungen schlummerte und das ich bisher allerhöchstens geahnt, aber nicht wirklich erkannt hatte.

Der Sturm erlosch so plötzlich, wie er entstanden war, als wir das Haus erreichten. Ein schwerfälliges, von tausenden kleiner, gleißender Lichtblitze begleitetes Zucken lief durch die lebende Wolke, und mit einem Male wurde es still, unheimlich still. Shannon ließ meine Hand los, atmete hörbar aus – und trat die Tür des kleinen Hauses mit

einem einzigen kraftvollen Tritt ein. Ich zog meinen Stockdegen, als wir nebeneinander in die Hütte traten. Die Waffe fühlte sich kalt und tot in meiner Hand an, und irgend etwas sagte mir, daß sie mich trotz ihrer magischen Macht gegen diesen Gegner nicht schützen konnte.

Im ersten Moment erkannte ich nichts, denn mit Shannons Berührung waren auch die Bilder erloschen, die ich durch seine Augen sah. Dann glaubte ich Schatten zu sehen; dünne, grauflackernde Linien, die die Luft in scheinbar sinnlosen Mustern durchzogen.

Und plötzlich stand Ayres vor uns. Die Schemen teilten sich wie ein unsichtbarer Vorhang, und die alte Frau trat hervor, schmalschultrig und gebückt, wie ich sie kannte, aber um fünfzig Jahre verjüngt.

Ich unterdrückte im letzten Augenblick einen Schrei, als ich sie ansah. Es war die gleiche, bizarr verzerrte Teufelsfratze, in die ich schon einmal geblickt hatte – aber es war ein Gesicht, das ich kannte! Ich hatte dieses Gesicht schon einmal gesehen! Diesen Ausdruck von Grausamkeit und Härte, die unstillbare Gier in ihren Augen, die nur durch den Anblick von Tod und Leid gestillt werden konnte. Es war mehr als ein Jahr her, und ich war bis zu diesem Augenblick der Meinung gewesen, sie endgültig besiegt und vertrieben zu haben. Es war das Gesicht der Hexe, die von Priscylla Besitz ergriffen hatte...

»Lyssa!«

Ein dünnes, grausam-überhebliches Lächeln verzerrte den Mund der Hexe. Ihre Augen blitzten spöttisch. »Ich fühle mich geehrt, Robert«, sagte sie höhnisch. »Ich hätte nicht gedacht, daß du mich wiedererkennst.«

Ich schrie auf und wollte mich auf die Hexe stürzen, aber Shannon riß mich mit einer harten Bewegung zurück, schlug mir den Degen aus der Hand und gab mir einen Stoß vor die Brust, der mich haltlos gegen die Wand taumeln ließ. Dann – noch ehe ich irgendwie reagieren konnte – fuhr er wieder herum, trat der Hexe entgegen und blieb einen halben Meter vor ihr stehen. Seine Hände ballten sich zu Fäusten.

»Du!« flüsterte er mit bebender Stimme. »Ich... ich wollte es nicht glauben. Ich habe mich geweigert, es zu glauben, selbst als ich den Seelenfresser erkannt habe. Du!« Das letzte Wort klang wie ein Schrei. Ein verzweifelter Schrei.

Lyssa nickte. Ihr Blick war kalt, aber in das spöttische Glitzern ihrer Augen hatte sich eine ganz leise Spur von Unsicherheit geschlichen.

»Was willst du?« schnappte sie. »Was mischt du dich ein, Shannon? Wir dienen dem gleichen Herren, vergiß das nicht. Du hattest von Necron den Auftrag, Andaras Sohn zu töten.«

»Warum?« flüsterte Shannon.

»Warum?« Lyssa lachte meckernd. »Warum was, Shannon? Andara hat –«

»Du weißt, was ich meine, Lyssa«, unterbrach Shannon sie mit bebender Stimme. »Der… der Seelenfresser. Die Menschen hier mögen glauben, was du ihnen erzählt hast, aber du und ich wissen, daß nicht einmal Andara die Macht hat, dieses Ungeheuer heraufzubeschwören. Du bist von allen die einzige, die ihn beherrschen kann. Du hast ihn hierher gerufen, und du warst es, der die Männer von Innsmouth in seinen Bann brachte. Warum, Lyssa?«

Lyssas Blick wurde hart. »Als Strafe«, sagte sie. »Andara floh hierher, nachdem er unsere Sache verraten und so vielen von uns den Tod gebracht hat. Hast du das vergessen?«

»Nein«, keuchte Shannon. »Aber warum Innsmouth? Warum das Leben so vieler Unschuldiger?«

»Niemand ist unschuldig«, erklärte Lyssa ungeduldig. »Sie haben ihn versteckt und sich damit auf seine Seite gestellt, gegen uns. Sie wurden bestraft. So einfach ist das.«

»So einfach?« keuchte Shannon. »Du… du sprichst über unendliches Leid, das ihr über Generationen gebracht habt, und –«

»Du wirst sentimental, Shannon«, unterbrach ihn Lyssa kalt. »Ich habe immer gesagt, daß du zu weich bist. Niemand ist unschuldig, der sich gegen uns stellt. Sie haben dem Hexer Unterschlupf gewährt, und sie zahlen den Preis dafür.« Ihre Augen wurden schmal. »Ihr Schicksal sollte dir eine Warnung sein, Shannon. Auch du hast versagt. Du solltest Cravens Sohn töten – statt dessen hilfst du ihm. Sieh dich um und denke darüber nach, was denen geschieht, die sich unserem Willen nicht beugen, ehe du endgültig die Seiten wechselst.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich das nicht schon getan habe«, murmelte Shannon.

Lyssa starrte ihn an. »Du… verrätst uns?« fragte sie lauernd.

Shannon schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Verraten kann man

nur eine Sache, zu der man einmal gehört hat, Lyssa. Und das, was ich hier gesehen habe, ist nicht meine Seite. Sie war es niemals.«

»Du hast einen Eid geschworen!« sagte Lyssa.

»Ja. Ich habe geschworen, unserem Orden und dem Meister zu dienen und die wahre Macht zu schützen. Ich habe niemals geschworen, Unrecht zu begehen. Und ich habe nicht geschworen, Unschuldige zu quälen.«

Zwei, drei Sekunden lang starrte Lyssa ihn schweigend an. Der Ausdruck von Unsicherheit in ihrem Blick wuchs. »Was bedeutet das?« fragte sie schließlich.

»Du weißt, was ich meine«, antwortete Shannon. Plötzlich war seine Stimme ganz kalt. Zorn und Unsicherheit waren daraus verschwunden. »Ruf ihn zurück«, sagte er. »Schick diese Bestie wieder dorthin, wo sie hergekommen ist. Nimm den Fluch von Innsmouth!«

»Und wenn ich es nicht tue?« fragte Lyssa lauernd.

»Dann töte ich dich«, antwortete Shannon.

»Du tötest mich?« Lyssa lächelte. »Wie interessant. Und wie willst du das anfangen, du kleiner Narr?«

Shannon antwortete nicht. Langsam hob er die Arme, streckte beide Hände in Lyssas Richtung aus und murmelte etwas. Ich konnte nicht erkennen, was geschah, aber Lyssa taumelte mit einem überraschten Keuchen zurück, prallte gegen den Tisch und fand im letzten Augenblick ihr Gleichgewicht wieder.

Aber Shannons Angriff hatte sie nur überrascht, nicht wirklich in Gefahr gebracht. Blitzartig wirbelte sie herum, stieß ein fast tierhaftes Kreischen aus und machte eine komplizierte, rasche Bewegung mit der Rechten.

Ein Zucken schien durch die Wirklichkeit zu gehen. Die Welt verbog und kräuselte sich auf unmögliche Weise, und für einen zeitlosen Moment glaubte ich in eine andere, fürchterliche Realität zu blicken. Ich sah den Blitz tödlicher magischer Energien, der aus dem Nichts herabzuckte und Shannon einhüllte, und für einen noch kürzeren Moment sah ich, wie Lyssas wirkliche Gestalt war.

Der Anblick brachte mich fast an den Rand des Wahnsinns.

Ich schrie auf, riß meinen Stockdegen vom Boden hoch und stürzte an Shannon vorbei, blind vor Entsetzen und Angst. Lyssa wirbelte herum und versuchte meinen Hieb abzufangen, aber die Bewegung kam den Bruchteil einer Sekunde zu spät; der rasiermesserscharfe Stahl riß eine lange, blutige Schramme in ihre Schulter.

Die Hexe brüllte vor Wut, schlug nach meinem Arm und prellte mir die Waffe aus der Hand. Und abermals glaubte ich ein rasches, unglaublich machtvolles Vibrieren der Wirklichkeit zu spüren, als sie die phantastischen Kräfte entfesselte, über die sie gebot; Kräfte, die selbst die Shannons um ein Hundertfaches überstiegen.

Und diesmal galt der Angriff mir.

Es war wie der Hieb eines zornigen Gottes. Eine unsichtbare Titanenfaust traf meine Brust, riß mich von den Füßen und schleuderte mich vier, fünf Meter weit durch die Luft. Ich prallte gegen die Wand, spürte einen zweiten, noch härteren Schlag und versuchte zu schreien. Ich brachte keinen Ton hervor. Die unsichtbare Gigantenhand griff erneut zu, packte meinen Körper aus allen Richtungen zugleich und begann das Leben aus mir herauszupressen.

Ich fiel nach hinten, sank kraftlos an der Wand entlang zu Boden und sah wie durch einen wogenden roten Schleier, wie sich Lyssa wieder Shannon zuwandte. Ein Netz grauer, flackernder Schatten hüllte den jungen Magier plötzlich ein; dünne Fäden wie die des Seelenfressers, fein wie Haar und von pulsierendem Leben erfüllt. Shannon taumelte, schlug hilflos mit den Händen um sich und sank mit einem keuchenden Laut auf die Knie. Das Netz begann sich dichter um ihn zusammenzuziehen.

Lyssa lachte. »Du bist ein Narr, Shannon!« kreischte sie. »Ein ebenso großer Narr wie Craven, wenn du glaubst, mich besiegen zu können. Du bist stark, aber lange nicht stark genug. Und jetzt bezahlst du den Preis für deinen Verrat. Ich werde tun, was du nicht vollbracht hast. Ich werde den Sohn des Magiers vernichten! Aber zuvor soll er noch sehen, wie es denen ergeht, die sich gegen uns stellen!«

Sie machte eine befehlende Bewegung mit der Rechten, und das Netz zog sich weiter zusammen. Wie eine tausendfingrige tödliche Hand begann es sich um den jungen Magier zu schließen, zwang ihn auf die Knie und weiter herunter, begann seine Kleider zu durchschneiden.

Und dann...

Für einen winzigen Moment war es, als flackere Shannons Gestalt.

Seine Umrisse verdoppelten sich, und plötzlich schien sein Körper an Substanz zu verlieren und dünn und schwerelos wie Rauch zu werden.

Das magische Netz erschlaffte, fiel durch seinen Körper hindurch und blieb zuckend auf dem Boden liegen.

Lyssa schrie auf, riß erschrocken die Hände vor den Mund. Ihre Augen schienen vor Entsetzen aus den Höhlen zu quellen.

Vor ihr stand nicht mehr Shannon, sondern ein schlanker Mann mit schwarzem Vollbart, dunklem Haar und einer gezackten weißen Strähne über der linken Braue.

»Andara!« rief sie.

Eine endlose Sekunde lang starrte Roderick Andara die Hexe wortlos an, dann nickte er, hob den Arm und berührte sie beinahe sanft an der Schulter. Lyssa kreischte, fiel nach hinten und krümmte sich auf dem Boden.

»Ja, Lyssa«, sagte er. »Ich bin es. Endlich sehen wir uns wieder. Ich habe lange auf diesen Augenblick gewartet. Zweihundert Jahre. Komm – bringen wir zu Ende, was du begonnen hast.«

Lyssa stemmte sich taumelnd hoch, starrte den Magier an und machte wieder jene eigenartigen, beschwörenden Gesten mit den Händen. Aber diesmal spürte ich, wie ihre Kräfte von einer anderen, viel machtvolleren Gewalt aufgefangen und zurückgeschleudert wurden. Sie taumelte. Ihr Kreischen klang plötzlich ängstlich, und das Flackern in ihrem Blick wurde mehr und mehr zu nackter Panik.

Vielleicht die Panik, dachte ich matt, die ein Mensch empfinden mochte, der sich für unsterblich gehalten hat und plötzlich begreift, daß seine Zeit abgelaufen ist.

Ich sah nicht weiter zu, was geschah, denn dies war ein Kampf, der mich nichts anging.

Aber ich dachte auch diesen Gedanken nicht zu Ende, denn mit einem Male fühlte ich mich nur noch müde, unendlich müde.

Während hinter mir ein Kampf endete, der vor zweihundert Jahren seinen Anfang genommen hatte, trat ich wieder auf die Straße hinaus, wo Howard, Rowlf und ein sehr nachdenklicher junger Magier namens Shannon bereits auf mich warteten.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

London, im Mai 1885

Nachdem nun der Geist der Hexe Lyssa vernichtet ist, *muß* ich Priscylla wiedersehen! Ist sie endlich von dem schrecklichen Fluch erlöst? Ist sie wieder… *normal?* Howard reiste mir hierher voraus. Heute sahen wir uns wieder. Er wirkt irgendwie… verändert.

Seltsame Dinge ereignen sich. Das Unheil scheint mit Schattenfingern nach uns zu greifen. Ich kann fast körperlich spüren, wie es näher kommt. Immer näher und näher. Unaufhaltsam.

Und ich habe einen schrecklichen Verdacht…

Cthulhu lebt!